P. o. germ. 1911 o — 13

<36633493570013

<36633493570013

Bayer. Staatsbibliothek

Die

# Verbrecher.

---

Vom Verfaſſer

der

neuen deutſchen Zeitbilder u. ſ. w.

Drittes Bändchen.

---

Leipzig,

Hermann Schultze.

1855.

3

Lindauersche Bibliothek.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von E. E. Elbert in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

# 1.

## Die Reisegesellschaft.

An einem hellen Augusttage war in einer schönen Gebirgsgegend Deutschlands eine kleine Reisegesellschaft unter dem Schatten einer breiten Eiche gelagert. Die Gesellschaft bestand aus drei Damen und drei Herren. Eine Dame und ein Herr waren in dem mittleren Lebensalter; zwei Damen und zwei Herren waren jung. Die eine Dame konnte noch mehr für ein Kind, als für erwachsen gelten. Ein Diener befand sich in einiger Entfernung.

Die Eiche stand auf der Spitze eines Berges. Der Berg war nur von mäßiger Höhe, aber er war der höchste der Berge in der Nähe und man genoß daher unter dem Schatten der auf seiner Spitze stehen-

den Eiche eine weite, mannigfaltige und in der That sehr schöne Aussicht.

Die Gesellschaft schien sich ganz dem Genusse dieser Aussicht hinzugeben. Sie mußte schon seit einiger Zeit auf der Höhe angelangt sein. Denn sie zeigte keines jener Zeichen der Ermüdung mehr, die nach dem Ersteigen eines Berges sich einstellt und noch einige Zeit nachher anhält. Selbst die ältere Dame hatte schon wieder einen lebhaften Blick gewonnen; der ältere, etwas korpulente Herr keuchte nicht mehr; und den jüngeren Leuten waren die Gesichter nur noch wenig mehr als gewöhnlich geröthet.

Trotzdem waren Alle schweigend.

Einer der jungen Männer unterbrach das Schweigen.

Er hatte schon eine Weile mit einem spöttischen Lächeln das still vertiefte Anschauen seiner Gefährten betrachtet. Er wandte sich an den älteren Herrn.

Herr Chevalier, ein paar Worte.

Er sprach leise, indem er zugleich den Arm des Angeredeten nahm, um ihn auf die Seite zu führen.

Der Chevalier erhob sich etwas schwerfällig, und wie man ihm ansah, etwas ungern.

Was wünschen Sie? fragte er trocken.

Ein paar Worte nur, wie gesagt, aber sprechen

wir leise, damit wir diese versunkenen Menschen nicht stören.

Versunken? Was soll das nun wieder?

Leise, Herr Chevalier. Gerade Ihre derbe — Sie nehmen mir doch das Wort nicht übel?

Sprechen Sie es doch erst einmal aus.

Nun, ich wollte sagen, Ihre derbe Art und Weise, sich auszudrücken — Aber Sie werden mir böse?

Wer sagt Ihnen das? Sie haben ja einmal das Recht hier, den Leuten Grobheiten zu sagen. Jene geistreiche Dame dort —.

Grobheiten, Herr Chevalier? Ich fürchte, Sie haben da für meine Beurtheilung einen durchaus falschen Standpunkt eingenommen.

Habe ich Ihnen nicht meinen Namen zu verdanken?

Ihren Namen? Ich kenne ihn ja noch nicht einmal.

Ei, Sie wissen recht gut, was ich meine! Den Namen Chevalier. Man wird mich nun mein Lebenlang so nennen. Und das verdanke ich Ihnen und der geistreichen Fräulein Anna, und Ihrem wunderlichen Einfalle.

Was belieben Sie einen wunderlichen Einfall zu nennen?

Gefällt Ihnen das Wort nicht, so kann ich ein anderes gebrauchen.

Einfältig vielleicht?

Nun, viel Verstand lag eben nicht in dem Vorschlage, daß wir, die wir uns auf der Reise zufällig, und ohne einander zu kennen, getroffen hätten, das Incognito gegen einander bewahren, und ohne Austauschung der Namen auch wieder von einander scheiden sollten.

Herr Chevalier, Sie sind eine entschieden prosaische Natur.

Besser als ein poetischer —.

Nun?

Schwärmer.

Das wäre ich?

Mit der geistreichen Fräulein Anna.

Sprechen Sie immer die Fräulein, oder auch das Fräulein?

Lassen Sie mich ungeschoren.

Der Chevalier wollte unter die Eiche zurückkehren.

Der junge Mann hielt ihn.

Herr Chevalier, Sie haben meine paar Worte noch nicht gehört.

Ich schenke sie Ihnen.

Schenken? Die Schenkung, Herr Chevalier, ist ein Rechtsgeschäft, zu dem nothwendig zwei Personen gehören. Ich will von Ihnen nichts geschenkt haben.

Sie wollen mich doch nicht zwingen, Sie anzuhören?

Gewiß.

Das ist doch zu arg.

Seien Sie vernünftig, und hören Sie mich an.

Was wollen Sie denn?

Ich wollte Sie nur fragen, was Ihnen hier an der Gegend so sehr gefällt?

Habe ich Ihnen denn schon gesagt, daß mir hier überhaupt etwas gefällt?

Nun, das versteht sich doch wohl von selbst. Sehen Sie nur jene Damen und meinen Freund an. Wie tief versunken sie Alle da sitzen, tief versunken in das Anschauen der Gegend. Tief versunken auf dieser erhabenen Anhöhe! Nicht wahr, Sie billigen es nun auch, wenn ich vorhin von versunkenen Menschen sprach?

Kommen Sie zum Ende.

Zum Ende? Ich fange erst an.

O weh.

Also, so tief versunken wie jene, saßen auch Sie da, bis ich Sie erhob. Nicht wahr, Ihre Freundschaft werden Sie mir nach Allem wohl schwerlich jemals schenken, obwohl ich dieses Geschenk annehmen würde, um des oder der Fräulein Anna willen. Aber das können Sie nicht leugnen, daß Sie mir Ihre Er-

hebung aus jener Versunkenheit verdanken. Doch das nebenbei. Ich wollte nämlich bemerken, daß, da man nur in das Anschauen einer schönen Gegend versunken zu sein pflegt, auch diese Gegend schön sein, oder Ihnen wenigstens schön vorkommen müsse. Und daher jene Frage.

Welche Frage?

Was? Sie haben sie schon vergessen?

Wer kann bei solchem Geschwätz jedes Wort behalten?

Die eine der beiden jungen Damen war gleichfalls aufgestanden. Sie nahete sich den Sprechenden.

Der Chevalier athmete auf.

Hier können Sie Ihre Weisheit besser anbringen, sagte er zu dem jungen Manne, auf die Herbeikommende zeigend.

O, Herr Chevalier, so entkommen Sie mir nicht.

Was haben Sie mit dem Chevalier? fragte die junge Dame.

Sehen Sie, auch die, brummte ärgerlich der Chevalier.

Er macht, antwortete der junge Mann der Dame, mir Vorwürfe, daß ich ihm für sein Leben lang einen häßlichen Namen angehängt hätte. Und Sie werden mir doch zugeben, daß der Name Chevalier —

Mein Herr, Sie sprachen von der schönen Gegend.

Ha, endlich gestehen Sie zu, daß die Gegend hier schön ist.

Wer hätte daran gezweifelt? fragte die junge Dame. Dieser Berg ist ja berühmt wegen seiner schönen Aussicht.

Richtig. Kein echter Tourist, der auf Geschmack Anspruch machen will, darf ihn versäumen, ebenso wenig wie man die strohgelben, oder in neuester Zeit die grasgrünen Handschuhe vergessen darf.

Finden Sie denn diese Gegend nicht schön?

Ich, Fräulein Anna? Ich finde Sie schon darum schön, weil Sie so entzückt davon waren.

Und wer hätte Ihnen mein Entzücken offenbaret?

Ihr beredtes Schweigen. Sie kennen doch das Axiom des modernen Kunst- und Natur-Enthusiasmus, nach welchem es ohne Widerrede befohlen ist, vor einem schönen Gemälde, einer schönen Gegend, einem schönen Musikstücke stumm zu sitzen, bei Strafe der Präsumtion, daß man durch laute Worte, selbst durch laute Bewegungen nur ein falsches Gefühl an den Tag lege. Darum wagten wir es denn Alle nicht, und jene dort unter der Eiche wagen es noch nicht, das Entzücken laut werden zu lassen, das sie ergriffen hat bei dem Anblicke dieses langen, kahlen Berges, der uns

dort links, wie eine hoch in den Himmel hineinragende Mauer, oder wie eine im Sturm gegen den Himmel, zur Strafe ob solchem frevelhaften Attentat zusammengefrorene Titanenphalanx, die Aussicht abschneidet in eine dahinter liegende, vielleicht unendlich weite und unendlich schöne Gegend; bei jener dort rechts emporstarrenden Felsenpartie, die ich einer allerdings etwas vergrößerten, im Galopp erstarrten modernen Dragonerschwadron vergleichen möchte; bei dem Blick dort nach Süden in die hinter den Bergkegeln sich weit und unübersehbar ausbreitende Ebene, besäet mit Städten, Dörfern und Häusern, mit Aeckern, Wiesen und Waldungen, durchschnitten von klaren, breiten Strömen, begrenzt dort hinten am Horizont durch blaue Gebirgsketten, hinter denen noch höher sich gar weiße Gletscher erheben, oder durch Gruppen weitläufiger Gebäude oder hoher Thürme, und das Alles grünend, glänzend, schimmernd in den herrlichsten Sonnenstrahlen.

Selbst der Chevalier hatte dem jungen Manne aufmerksam zugehört.

Endlich doch einmal vernünftige Worte, sagte er.

Ich habe also Ihren Seelenzustand auf dieser Bergesspitze richtig aufgefaßt?

Ja, die Gegend ist recht schön.

Und was finden Sie am schönsten darin?

Alles.

Auch ein vernünftiges Wort endlich. Und Sie, Fräulein Anna, wenn ich fragen darf?

Errathen Sie, Herr Egon.

Mich dünkt, jene Dragonerpartie — Sie gehören einem Militärſtaate an.

Werden Sie ebenſo geiſtreich auch die Blicke der Anderen interpretiren können?

Wenigſtens ebenſo ohne Beſchwerde. Ihre Frau Tante betrachtete ſich den langen Berg da, oder vielmehr ihr ſinnendes Auge überflog und durchbohrte die kahle Wand, und ſah das weite, fruchtbare, reiche Land, das nothwendig ſich hinter ihr ausdehnen muß. Fräulein Helene ſah nur jenen mit Holz bedeckten Bergkegel an, der hier links zu unſeren Füßen neugierig hervorblickt; was an dieſem unſcheinbaren Fleck ihr großes, ſchwarzes Auge feſſelte, daß es unempfänglich blieb für alle die anderen Schönheiten, habe ich vergeblich zu erforſchen geſucht. Mein Freund Emil — Sie wiſſen, er iſt etwas ſentimental —.

Ich glaube, Sie octroyiren ihm die Sentimentalität.

Um ihn davon zu heilen, was mir auch ſchon ziemlich geglückt iſt; aber noch nicht ganz. Denn er ſah ein paar Käfer zu ſeinen Füßen idylliſche

Spiele im Graſe aufführen, und da war die ſchöne Gegend für ihn verloren.

Der Herr Chevalier endlich, wie ich ſelber die Ehre hatte zu bemerken, verbindet mit einem umfaſſenden Geiſte eine umfaſſende Auffaſſungsgabe; er verſchlang ſofort die ganze Gegend; ſo könnte vor einer großen, reich beſetzten Tafel ein umfaſſender —

Mein Herr, unterbrach die Dame, in den Scherz einigen Ernſt miſchend, Sie vergeſſen ſich ſelbſt.

Ich, mein Fräulein? Mich dünkt, Sie müſſen in den zwei Tagen unſeres Zuſammenſeins ſchon bemerkt haben, daß für ſchöne Gegenden mir gänzlich der Sinn abgeht. Ich habe auch hier nur Berg und Thal, Häuſer und Thürme, Wald und Ackerland und Waſſer geſehen. Für mich iſt nur die weite, weite unabſehbare Haide eine ſchöne Gegend. Da träume ich, da ſehe ich die weite, weite unabſehbare Welt.

Da kommt der Unſinn wieder, brummte der Chevalier.

Richtig, verſetzte der junge Mann ernſt.

Wiſſen Sie aber auch, Herr Chevalier, fuhr er in ſeinem ſcherzenden Tone fort, warum das Unſinn iſt?

Wie kann man eine Haide ſchön finden?

Das wäre kein Grund. Ich könnte darauf ein-

fach erwiedern: Wie kann man Berg und Thal ſchön finden? Was iſt denn am Ende Schönes zu finden in der ungeheuren Ohnmacht, die in jenen Bergen und Felſen ſich ausſpricht? Ja, verziehen Sie nur ſpöttiſch den Mund, als wenn auch das Unſinn wäre, von einer ungeheuren Ohnmacht zu ſprechen. Als echter Damencavalier haben Sie vielleicht noch keine ſolche ungeheure Ohnmacht geſehen. Kühn wollten jene Titanen den Himmel, und die Dragoner etwas Anderes, vielleicht einen Ballſaal, ſtürmen, da traf ſie mit einem einzigen, vernichtenden, erſtarrenden Schlage die ſtärkere Hand, und ſeitdem ſtehen ſie da, gebannt und gefeſſelt, in einer Ohnmacht, die vielleicht ſchon ihre ſechzigtauſend Jahre gedauert hat — Sie verzeihen mir doch, Herr Chevalier, daß ich anders, als mit der Bibel rechne? Ich weiß zwar, daß Sie einem Lande angehören, in dem man bald Geſetze erwarten darf, nach denen die Naturwiſſenſchaften wieder bibliſch werden müſſen. Aber ich halte es noch mit dem „E pur si muove.“

Herr Egon, rief die junge Dame unterbrechend, kommen Sie endlich zur Sache.

Nun Gott ſei Dank, ſeufzte der Chevalier, der ſogar wird das Geſchwätz langweilig.

Zu welcher Sache, Fräulein?

Sie wollten erklären, warum Sie die kahle, wüſte Haide ſchön finden.

Fräulein, das iſt Geſchmacksſache, das läßt ſich nicht erklären. Warum finden Sie einen Mohren häßlich, den die Mohrin ſchön findet?

Sie wären alſo, fragte, über ſeinen Witz laut lachend, der Chevalier, ſo eine Art wüſter, kahler Haidenatur?

Wohl möglich. Aber ſehen Sie, dort begibt ſich etwas Bemerkenswerthes. Fräulein Helene erhebt ſich und mein Freund Emil blickt von den idylliſchen Käferſpielen auf.

Es war in der That ſo.

Der junge Mann hatte ſich in der ſchönen Gegend umgeſehen.

Finden Sie es nicht ſchön hier, Fräulein Helene? fragte er.

Aber die junge Dame, oder vielmehr das junge Mädchen, die ſich noch erſt dem Damenalter nahete, ſchien den erhobenen Blick in die Gegend nicht gerichtet zu haben.

Schön? entgegnete Sie, wie aus einem Traume erwachend.

Es iſt dies ein ungemein ſchöner Punkt, bemerkte die ältere Dame, jetzt gleichfalls das Wort nehmend.

Endlich, ſagte Egon zu Fräulein Anna, endlich eine allgemeine Aufthauung des wahren Gefühls. Nur noch nicht, wie es ſcheint, bei Fräulein Helene.

Das Kind, erwiederte Fräulein Anna, gehört zu den Naturen, bei denen ein allmäliges Aufthauen gar nicht ſtattfinden kann. Sie ſpringt und bricht plötzlich auf, wie die Eisdecke auf dem Strome, die auf einmal von der raſch andringenden Gewalt der Wellen auseinander geſprengt wird.

Woge und Durchbruch ſcheinen alſo bei ihr noch nicht da zu ſein.

Mögen beide noch lange für ſie ausbleiben. Ich fürchte ſehr für dieſes, ſonderbare, ebenſo leidenſchaftliche, als gute Kind.

Aber ſehen Sie da, Fräulein Anna, wir bekommen Geſellſchaft.

Drei Perſonen erſtiegen den Berg; ſie hatten ſchon beinahe deſſen Spitze erreicht. Ein Herr, dem Anſcheine nach in der Mitte der Dreißiger; eine junge Frau in der Mitte der Zwanziger; ein jüngeres Mädchen. Der Herr war klein, ſchmächtig, ſah kränklich und leidend aus, freilich mehr leidend als kränklich. Die junge Frau, groß und ſchön, hatte zwar ein völlig geſundes, aber nur noch mehr leidendes Aus-

ſehen als der Mann. Das junge Mädchen verrieth und erregte keine Theilnahme.

Der Mann ſtieg mit ſehr raſchen Schritten die Anhöhe hinauf; ſein leidendes Geſicht hatte zugleich einen Ausdruck großen Verdruſſes und Aergers. Die Frau, die ihm nur mühſam folgen konnte, hatte nur Blicke der Sorge und Beſorgniß für den Mann. Das junge Mädchen folgte mit Schritten der Bequemlichkeit.

Fräulein Anna, ſagte Egon zu ſeiner Begleiterin, ich bin begierig auf den Moment der Aufthauung bei dieſem Kleeblatt.

Haben Sie ſchon Vermuthungen aufgeſtellt?

Einige.

Und welche?

Wir ſcheinen es hier mit einem ſehr abſonderlichen und zwei ſehr gewöhnlichen Weſen zu thun zu haben.

Woraus ſchließen Sie das?

Laſſen Sie uns beobachten.

Die Herankommenden hatten den Gipfel des Berges erreicht.

Ah, wie das hier zieht, jammerte der leidende Herr. Und wie die Sonne brennt. Das hat man davon, wenn man die hohen Berge mit den ſchönen

Aussichten besteigt. Das wird das letzte Mal sein. Ich werde mich nie wieder bereden lassen.

Es war, erwiederte sanft, etwas unterwürfig, die Frau, es war schon lange dein Wunsch, diese schöne Aussicht hier oben zu genießen.

Was ist es denn nun?

Du hast dich noch nicht umgesehen.

Das zieht hier unausstehlich. Und wie Einen schwitzt. Du hilfst mir aber auch gar nicht; du überlässest mich mir selbst.

Ich weiß nur nicht —.

Gib mir deinen Shawl her.

Die Frau mußte ihren Shawl von ihren Schultern nehmen, und den Mann darin einhüllen, wie ein kleines Kind. Dann hielt er ihr das von Schweiß triefende Gesicht hin. Sie trocknete mit ihrem Tuche die Schweißtropfen ab.

Nun, was hätte man denn hier?

Er sah sich um, aber nicht in der schönen Gegend umher, sondern auf dem Platze, auf dem er sich befand. Der Raum, den die Eiche beschattete, war von der ersten Reisegesellschaft in Beschlag genommen. Diese stand und saß dort umher, sie hatte ihre Sachen dort nebenbei liegen. Der leidende Herr suchte sich den besten, schattigsten Platz aus; dort ließ er sich ohne

Weiteres nieder. Neben ihm lag ein Reisebündel, das einem der jungen Männer gehörte. Er nahm es zu sich und legte sich mit dem Kopfe darauf. Er that vollkommen, als wenn er zu Hause sei und sein Eigenthum gebrauche. Die Frau erröthete und wagte zu der anderen Gesellschaft kaum die Augen aufzuschlagen. Das junge Mädchen hatte seit ihrer Ankunft auf der Höhe nur zufrieden musternde Blicke für ihren Anzug und neugierige Seitenblicke für die fremde Gesellschaft gehabt.

Der schönen Gegend war noch von Keinem der Drei ein Blick gewidmet worden.

Der Herr, nachdem er auf dem fremden Ränzel dem Kopfe eine bequeme Stellung gegeben, streckte auch seine Glieder behaglich aus.

Ah, das thut gut. Aber es ist das letzte Mal. Was hat man nun hier oben? Ich sehe die Blätter einer Eiche über mir, und zwischen ihnen durch den blauen Himmel. Das kann man auch da unten haben; ebenso gut; oder vielmehr besser, ohne Steigen, ohne Ermüdung, ohne Luftzug, ohne Schweißtropfen.

Aber es ist doch recht schön hier oben, bemerkte die Frau etwas schüchtern.

Was ist denn schön hier? Hast du dich denn umgesehen?

Ich werde jetzt —

Ach, in dem verdammten Ränzel ſcheinen Schuhe zu ſtecken; man liegt recht hart darauf. Lege es mir einmal auf die andere Seite.

Die Frau legte ſogleich das Ränzel auf die andere Seite. Er rührte ſich dabei nicht; ſie mußte ihm den Kopf aufrichten, wie einem ſchwer Kranken.

Zum Teufel, das iſt mir denn doch zu arg, ſagte Egon. Seine Frau mag der Schlingel maltraitiren, aber auch mein Eigenthum —

Er ging zu dem Fremden.

Entſchuldigen Sie, mein Herr, das Ränzel gehört mir.

Iſt mir angenehm, ſagte der Fremde kurz, ohne ſich zu rühren, oder nur nach dem Sprechenden ſich umzuſehen.

Aber mein Eigenthum iſt zu anderen Zwecken beſtimmt.

So?

Ja, mein Herr!

Er langte nach dem Ränzel, um es unter dem Kopfe des Fremden vorzuziehen.

Die Frau erhob ſich bittend.

Mein Herr, mein Mann iſt kränklich. Sie würden mich ſehr verpflichten —

Ihre Worte ändern die Sache, Madame. Ihnen stelle ich mein Eigenthum gern zur Verfügung.

Er ging zu seiner Gesellschaft zurück.

Den Fremden schien das fortdauernde Ausruhen in eine behagliche Stimmung zu versetzen.

Ah, sagte er, eine schöne, frische Luft hier. Die Luft ist Einem klarer hier oben. Es ist so still, so einsam, so heimlich. Man ist entfernter von dem ordinären, jämmerlichen Treiben der Menschen. Man steht über ihnen. Man fühlt sich geistiger, freier, klarer, in dieser feineren, klareren Luft. Selbst die Verachtung, die man für die Menschen fühlt, hat hier einen feineren Charakter. Hier müßte herrlich Arbeiten sein; besonders ein elegischer oder tragischer Stoff. Hast du Biskuit bei dir?

Ja, antwortete die Frau.

Auch noch Madeira?

Auch Madeira. Die Schwester trägt beides.

Gebt her.

Die Frau winkte das Mädchen herbei.

Diese nahm aus einer kleinen Reisetasche ein zusammengewickeltes Papier, eine kleine Flasche und ein Glas. Die Frau schenkte aus der Flasche das Glas voll, breitete das Papier auseinander, und hielt Glas und Papier dem Manne hin. In dem Papier lagen

Biskuitstückchen. Er nahm eins davon. Plötzlich durchzog eine dunkle Röthe das blasse Gesicht.

Was ist denn das wieder? rief er zornig. Das ist ja nur ein halbes Stückchen. Du bist wohl wieder unvorsichtig beim Tragen gewesen, und hast es durchgebrochen. Muß man sich denn immer über Euch ärgern! Geh, ich mag jetzt nichts.

Er warf das Stück Biskuit in das Gras neben sich.

Das junge Mädchen ordnete ruhig die Blumen an ihrem Hute.

Die Frau wurde verlegen, ängstlich.

Lieber Friedrich, bat sie, mäßige dich. Der Verdruß schadet deiner Gesundheit. Erquicke dich. Sieh, hier ist noch ein ganzes Stück.

Ich mag nichts mehr, gar nichts.

Ich bitte dich.

Laß mich.

So trink wenigstens einen Tropfen, du bedarfst der Stärkung.

Sie hielt ihm das Glas Madeira hin.

Er schlug leidenschaftlich gegen das Glas, daß dessen Inhalt gleichfalls in das Gras flog. Dann sprang er auf.

Fort! rief er.

Er eilte den Berg hinunter. Seine Begleiterinnen konnten ihm kaum folgen.

Die zurückgebliebene Reisegesellschaft sah sich verwundert unter einander an.

Die arme Frau dauert mich, sagte die ältere Dame.

Dieser abscheuliche Mensch! rief entrüstet der Chevalier.

Warum, Herrr Chevalier? fragte Egon. Weil er das Glas Madeira fortwarf? War der Wein gut? Ich glaube, Sie sind Kenner.

Und Sie sind ein —

Nun?

Gehen Sie.

Als Kenner werden Sie mir auch vielleicht sagen können, wofür Sie den Menschen gehalten haben, oder auch noch halten?

Für einen eingebildeten Narren.

Richtig. Aber es gibt der eingebildeten Narren viele in der Welt.

Das weiß Gott.

Welcher Sorte zählen Sie diesen zu?

Die Sorte ist mir gleichgültig.

Dürfte ich um die Meinung der Damen bitten?

Ich weiß nur Eins sicher, nahm Fräulein Anna

das Wort. Er ist ein von seiner Frau verzogener Narr.

Theilweise.

Ich theile daher auch nicht ganz das Mitleiden der guten Tante mit der Frau.

Bleibt der Mensch, fragte die Tante, nicht bedauernswerth, auch wenn er selbst sein Unglück sich geschaffen hat?

Ich stimme, sagte Egon, der gnädigen Frau um so mehr bei, als die arme Frau den Menschen gewiß so verzogen und verdorben überkommen hat, und ihrerseits nur insofern eine Schuld trägt, daß sie von einem so jämmerlich schwächlichen Tyrannen sich tyranniſiren, zur Sklavin machen ließ, anstatt sich zu seiner Herrin zu erheben, deren er bedurfte.

Ist das nicht, nahm Emil, der bisher noch nicht gesprochen hatte, das Wort, das allgemeine Schicksal der Völker, von schwächlichen Tyrannen tyranniſirt zu werden?

Fräulein Anna aber sagte zu Egon: Sie scheinen vortreffliche Vorsätze zu einem guten Ehemanne zu haben.

Sie erröthete, als sie die Worte gesagt hatte, und um ihre Verlegenheit zu verbergen, setzte sie rasch hinzu:

Aber wofür halten Sie denn den Fremden?

Ueber den, erwiederte der Gefragte, war ich vom erſten Augenblick an im Klaren, nur ein Nebenpunkt iſt mir dunkel geblieben. Der Menſch iſt eine verhätſchelte und ſich verhätſchelnde Künſtlernatur. Ein eingebildeter Narr, der Verſe macht, die von der Mutter, der Schweſter und der Frau gelobt wurden, zu denen er darauf ſelbſt Melodien componirt hat, die die gefälligen Damen ihm vorgeſungen haben; der dann den Taſſo geleſen, und nun ſich in den Kopf geſetzt hat, ein ordentlicher Dichter müſſe ſchwache Nerven, einen ſchlechten Magen und eine blaſſe Geſichtsfarbe haben, über die Fliegen ſich ärgern und die Menſchen verachten, die Frau maltraitiren und gegen Fremde grob ſein, mit Paradoxen um ſich werfen und in Widerſprüchen leben. Für einen ſolchen genialen jämmerlichen Burſchen halte ich dieſen da.

Und worüber wären Sie im Unklaren?

Ob er ein erkanntes oder verkanntes Genie iſt. Was nehmen Sie an?

Die junge Dame wollte antworten, als ihre ganze Aufmerkſamkeit von etwas Anderem in Anſpruch genommen wurde.

Fräulein Helene hatte auch dem letzteren Geſpräche keine Theilnahme geſchenkt. Unbeweglich hatte ſie da

geſeſſen, mit den großen, ſchwarzen Augen vor ſich hinſtarrend. Auf einmal belebte ſich der ſtarrende Blick, und durch das bleiche, einem kalten Marmorbilde ähnliche Geſicht flog eine lebhafte Röthe. Ihre Lippen zuckten zuſammen, und des ganzen zarten Körpers bemächtigte ſich eine faſt fieberhafte Bewegung.

Der älteren Dame, die mit einer unausgeſetzten zärtlichen, beinahe ängſtlichen Sorgfalt über jede Bewegung des neben ihr ſitzenden Kindes wachte, war die plötzliche Veränderung nicht entgangen. Sie folgte dem lebhaft und unruhig gewordenen Blicke. Sie traf auf die Kuppe eines der gegenüber liegenden kleineren Bergkegel. Am Rande einer kleinen Lichtung des Gebüſches zeigte ſich dort ein dunkler Punkt, der in dem Augenblicke verſchwand, als ſie hinblickte.

In demſelben Augenblicke ſprang das Kind heftig auf.

Laß uns gehen, Tante, ſagte ſie raſch.

Was iſt dir ſo plötzlich, liebe Helene? Du glüheſt, du ſcheinſt zu zittern.

Ich bitte dich, Tante, laß uns gehen.

Fräulein Anna war herzugetreten.

Aber Helene, ſagte ſie verweiſend, wir fangen ja kaum an, uns hier auszuruhen. Der Weg war be-

ſchwerlich, beſonders für die arme Tante, die meiſt nur um deinetwillen hierher gekommen iſt.

Biſt du müde, Tante? fragte das Kind.

Ich leugne es nicht; aber wenn du —

Wir bleiben.

Sie ſetzte ſich wieder hin, mit einer gewiſſen Heftigkeit; aber ſchon in der nächſten Sekunde ſaß ſie wieder unbeweglich vor ſich hin ſtarrend und vor ſich hin träumend. Auf einmal fuhr ſie aus ihren Träumen empor; ſie ſchluchzte laut auf; Thränen ſtürzten aus ihren Augen.

Um Gotteswillen, was iſt dir, Helene? rief die Tante ängſtlich.

Habe ich dich beleidigt, Helene? fragte zärtlich Fräulein Anna.

Das weinende Kind umfaßte Beide.

O nein, nein, ſagte ſie. Mir iſt nichts. Mir hat Niemand etwas gethan. Laßt mich nur, es wird wieder beſſer werden.

Was fehlt dir denn, mein gutes Kind?

Nichts, nichts.

Sie verbarg das weinende Geſicht an dem Buſen der Verwandtin und Freundin, und reichte die Hände der Tante.

Der Chevalier war zu dem Bedienten geeilt.

Mit geſchäftiger Haſt hatte er dieſem den Reiſeſack der Geſellſchaft entriſſen, darin gewühlt, und drei Flacons heraus gezogen, mit denen er zu der Geſellſchaft zurückflog.

Hier, hier, Helene, wählen Sie, nehmen Sie, Eau de Cologne, Lebensäther, Räubereſſig. Nehmen Sie.

Die Kleine wehrte mit der Hand alle drei Eſſenzen zurück.

Der Chevalier blieb mit einem unglücklichen Geſichte harrend ſtehen.

Die beiden jungen Männer begaben ſich auf die Seite.

Man lernt, ſagte Emil, ſich nirgends raſcher und näher kennen, als auf der Reiſe.

Ich glaube, erwiederte Egon, dieſe Bemerkung iſt ſchon etwas alt.

Glaubſt du, für irgend eine deiner Bemerkungen die Originalität, oder auch nur die Neuheit dir vindiciren zu können?

Die Wahrheit wenigſtens. Deine Bemerkung iſt heute aber auch nicht einmal wahr. Was weißt du denn von unſerer Reiſegeſellſchaft?

Die Namen freilich nicht. Das beruht indeß auf unſerem ausdrücklichen Uebereinkommen mit ihnen; und

andererſeits kommt es auf den Namen am allerwenigſten an, um Jemanden zu kennen.

Was hätte dein ſcharfes Auge denn ſonſt von ihnen entdeckt? Wir reiſen zwei Tage mit ihnen. Aber ich muß geſtehen, daß ich von ihnen nichts weiter weiß, als daß die ältere Dame die Tante der beiden jüngeren, daß dieſe beiden jüngeren Couſinen ſind, und daß der alte Herr wahrſcheinlich ein entfernter und armer Anverwandter, jedenfalls ein alter Junggeſelle iſt, der ſeit ſeiner Jugend davon gelebt hat, den älteren Damen der weitläufigen Verwandtſchaft ſich für ihre Amuſements zu vermiethen — es gibt ſolcher wahrhaft nützlicher Menſchen viele — und daß er ſich auch der Tante zu dieſer Reiſe vermiethet hat. Dabei iſt es mir auch klar geworden, daß die Tante reich iſt, daß Fräulein Anna mancherlei Bücher geleſen und daraus einige Gedanken und Witze behalten hat, und daß die kleine Fräulein Helene zwar keine verhätſchelte Künſtlernatur wie jener Narr, der gerade da unten am Berge anlangt, aber ein nicht minder verhätſcheltes eigenſinniges, freilich vielleicht auch etwas kränkliches Kind iſt. — Nun, Freund Emil, was weißt du ſonſt noch?

Daß, antwortete Emil mit einem feinen Lächeln, deine Bosheit diesmal eine gemachte iſt, nicht aus

dem Herzen kommt, aber zum Zwecke hat, eine andere Herzensregung zu verdecken.

Du hältſt mich in die Kleine verliebt?

Die Frage kann meinen Verdacht nur beſtärken. Das arme Kind bemerkſt du kaum; ſie verſchwindet freilich auch mit dem mageren, halb entwickelten Körper, dem unregelmäßigen, blaſſen, ſogar etwas gelben Geſichte, dem ſcheuen, verſchloſſenen und doch wieder manchmal wild aufplatzenden Weſen, neben dieſer ſchönen, geiſtreichen, witzigen, liebenswürdigen Anna.

Und ſcheint durch alle jene Eigenſchaften deſto mehr deine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben.

Emil wurde ernſt.

Ich kann nicht leugnen, ſagte er, daß die Kleine mich intereſſirt. Aber nicht, wie du meinſt. Wenn ich das Kind anſehe, ſo kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ſie zu einem großen und frühen Unglücke beſtimmt ſei, ja daß der Keim dieſes Unglücks ſchon jetzt in ihr liege und ſeine Wurzeln einſchlage, daß die Trauer, der Jammer darüber ſie ſchon jetzt gemordet habe, ihr unbewußt und doch vielleicht ſchon mit einer leiſen Ahnung. Das müßte, wenn ich Recht hätte, entſetzlich hart für das zarte Geſchöpf ſein.

Und dieſe Härte hat dein weiches Herz gerührt.

Scherze nicht, Egon. Ich muß an meine arme Schwester denken. Dem sechszehnjährigen, blühenden, lebenslustigen Mädchen warf sich plötzlich der Todeskeim in die Brust. Nach sechs Wochen hatte die Abzehrung sie getödtet. Mit welcher heißen, glühenden Liebe umklammerte sie das Leben. Der Tod riß sie fort. Das war das größte Elend, das ich bis jetzt kennen gelernt habe, zu sehen, wie das junge Mädchen mit der vollen Lust, mit dem heißen Verlangen, mit der Forderung zu leben, und doch mit dem vollen Bewußtsein sterben zu müssen, sterben mußte.

Auch Egon war ernst geworden.

Fräulein Anna trat zu den beiden Freunden.

Hat der Unfall auch Sie verstimmt? sagte sie. Werden Sie nur dem Kinde nicht böse. Sie ist so gut, so brav.

Dasselbe sprachen wir so eben aus, erwiederte Emil.

Das ist schön von Ihnen. Werden Sie denn auch nicht böse über die Bitte meiner Tante, den Rückweg anzutreten? Sie fürchtet für Helene vor dem Winde, der sich hier oben erhebt.

Wir stehen zu Befehl.

Sie kehrten zusammen zu der Eiche zurück.

Man trat von dort den Rückweg an. Der schmale

Bergpfad ließ nur ein paarweises Nebeneinandergehen zu. Fräulein Anna und Egon schienen sich von selbst zusammengefunden zu haben. Emil wollte zu Helene treten. Rasch ergriff das Mädchen den Arm des Chevaliers.

Der Chevalier und Emil standen mit gleichmäßig verlegenen Gesichtern da.

Die Tante glich mit feinem Takte aus. Sie nahm den Arm Emils.

Helene fühlt sich schwach, sagte sie. Sie bedarf bei dem Herabsteigen von dem steilen Berge mancher Hülfe, die sie von einem jungen Herrn nicht in Anspruch nehmen möchte.

Es schien sich in der That der Gesellschaft einige Verstimmung bemächtigt zu haben. Man verließ schweigend, und ohne sich nur noch einmal nach den Schönheiten der Gegend umzusehen, die Anhöhe.

Fräulein Anna und Egon bildeten das letzte Paar. Egon unterbrach zuerst das Schweigen.

Da unten am Berge trennen sich unsere Wege.

So ist es, mein Herr.

Sie gehen rechts, wir links.

Ich glaube.

Wir müssen scheiden.

Es ist Logik in dieser Bemerkung.

Haben Sie nur Gefühle des Spottes für unsere Trennung?

Befehlen Sie Sentimentalität?

Fräulein Anna —

Herr Egon?

Ich werde unser kurzes Zusammensein nie vergessen.

Ich wage nicht für mein Gedächtniß in gleicher Weise einzustehen.

Unsere Trennung ist Ihnen also sehr gleichgültig?

Sehr? habe ich das gesagt?

Also doch gleichgültig?

Was wollen Sie, Herr Egon? wir kennen uns ja kaum. Nicht Namen, nicht Stand, nicht Heimath. Sie selbst machten den Vorschlag, als Sie mit Ihrem Freunde sich an uns anschlossen. Mit Recht. Wir haben so, einander unbekannt, desto unbefangener mit einander verkehren können.

Und folglich, fiel der junge Mann ein, nach meiner Meinung auch desto mehr und näher einander kennen lernen können.

Und sind uns, versetzte die Dame, gleichwohl desto entfernter geblieben. Wir sahen uns gestern zum ersten Male in unserem Leben; wir sehen uns heute zum letzten Male. Wir müssen dies wenigstens an-

nehmen, eben weil wir einander nicht kennen. Wir exiſtiren alſo nicht weiter für einander.

Da, meinen Sie denn, bemerkte Egon, könne auch unſer Scheiden nur ein gleichgültiges ſein. Conſequent würden Sie alſo annehmen, es ſei mir zum Beiſpiel gleichgültig, welche Meinung Sie, die Unbekannte, von mir, dem Unbekannten, mit ſich nehmen?

Die Dame ſchwieg.

Darf ich Ihnen darauf antworten?

Warum nicht?

Doch ſchnell, und nicht ohne Erröthen, ſetzte ſie hinzu: Nein, nein. Ich habe nicht gefragt, ich bedarf mithin keiner Antwort.

Sie haben ſich die Antwort ſchon gegeben.

Ich wüßte nicht, erwiederte die Dame verwirrter.

Würde es Ihnen angenehm ſein, wenn Sie wüßten, daß mein Freund Emil bei der Trennung von Ihnen keine freundliche Erinnerung an Sie mit ſich nähme?

Natürliche Selbſtliebe!

Würden Sie einen Unterſchied zwiſchen Emil und mir machen?

Ich wüßte nicht, warum.

Und Sie könnten, fuhr der junge Mann plötzlich ernſt fort, glauben, es ſei mir gleichgültig, ob Sie

eine gute oder eine böse Meinung von mir mit sich nehmen?

Die junge Dame suchte ihre Verwirrung unter einem Scherze zu verbergen.

Ei mein Herr, ich soll Sie wohl gar um Verzeihung bitten müssen?

Sie sollte sich eine größere Verwirrung bereitet haben.

Für einen solchen Tyrannen halten Sie mich? fragte Egon.

Der Despotismus ist der Grundcharacter aller Männer.

Ei mein Fräulein, erwiederte rasch und mit einem beinahe herausfordernden Blick der junge Mann, bisher habe ich geglaubt, von Seite der Damen werde dieser Vorwurf nur den Ehemännern und einzelnen tyrannischen Liebhabern gemacht!

Das Fräulein schlug die Augen nieder. Sie hatte eine Antwort auf der Zunge. Sie unterdrückte sie; sie mochte keinen Gemeinplatz vorbringen wollen.

Nach einer Weile knüpfte Egon die Unterhaltung wieder an.

Wissen Sie, sagte er, daß mein Vorschlag und unsre Uebereinkunft mich schon bitter reuen? Es liegt allerdings etwas Romantisches, die Phantasie stets An-

regendes darin, mit fremden, liebenswürdigen Perſonen zufällig, zumal in fremdem Lande, zuſammenzutreffen, mit ihnen ein Stückchen von der Welt zu durchſtreifen, Freude und Leid einer Reiſe, zumal einer Fußreiſe, zu theilen, auf ſolche Weiſe mit ihnen genauer bekannt zu werden, als man ſich ſonſt in gewöhnlichen Lebensverhältniſſen vielleicht in Jahr und Tag würde kennen lernen, und dennoch trotz allem dem nicht zu wiſſen, mit wem man reiſet und verkehrt, welchen Namen er führt, welchem Stande, welchem Vaterlande er angehört, von allem dieſem auch dann nichts zu erfahren, wenn man ſich trennt. Es liegt darin ein fortwährender Reiz für die Beobachtung, für die Phantaſie. Man ſucht ohne Unterlaß aus jeder Miene und Bewegung, aus jedem Worte Heimath, Stand, Lebensverhältniſſe, ſelbſt den unbekannten Namen zu conſtruiren; die Phantaſie iſt in einem ununterbrochenen Schaffen von Bildern begriffen. Man ſchafft ſich dieſe Bilder um deſto reizender, je reizender und liebenswürdiger die Perſonen ſind, mit denen der Zufall uns ſo zuſammengeführt hat. Ich glaube auch, ſie werden nach der Trennung noch immer idealer und zauberiſcher ſich geſtalten, je mehr die Phantaſie ja ihre idealen Bilder in die Geſtalten der Erinnerung hinein verwebt. Ich glaube ſo, mein Fräulein, daß

Ihr schönes Bild noch in meinen spätesten Jahren als das anmuthigste, reizendste Bild aus meinem ganzen Leben mich umschweben wird.

Die junge Dame hatte während dieser etwas langen Rede ihre Munterkeit wieder gewonnen. Als Egon endete, oder vielleicht nur eine Pause machte, fragte sie ihn:

Wie, Herr Egon, trotz aller dieser herrlichen Bilder und Träume Ihrer Phantasie dennoch jene bittere Reue?

Dennoch; denn, Fräulein Anna, über aller Phantasie steht dennoch zuletzt das wirkliche Leben, mit seinen Freuden, wie mit seinen Leiden, mit seiner Poesie und seiner Prosa. Und wenn nun, nachdem ich Sie habe verlassen müssen, in meiner Phantasie, und noch mehr in meiner Erinnerung Ihr Bild vor mich tritt, immer von neuem und doch immer wieder verschwindend, weil es ja nur in der Phantasie und in der Erinnerung für mich da ist, weil es ja eben nur ein Bild ist, von dem ich wegen jenes unglücklichen Pakts nicht weiß, wo das Original sich befindet, dann wird jener Conflict der Phantasie und der Wirklichkeit —.

Und so weiter, mein Herr. Verzeihen Sie, daß ich Ihre vortreffliche Auseinandersetzung unterbreche.

Da ich auch etwas von der Logik gehört habe, wenn ich sie auch nicht studirte, wie Sie, so muß ich Ihnen bemerken, daß der Schluß, den Sie aussprechen wollten, nothwendig auf einer durchaus falschen Prämisse beruhet.

Ohne daß ich ihn schon ausgesprochen habe? Ohne daß Sie ihn kennen?

Wenn eine Prämisse falsch ist, kann dann überhaupt ein Schluß richtig sein? Ihr Schluß, den Sie ziehen wollten, war auf die Wirklichkeit berechnet. Gleichwohl hatten sie ihn auf ein Bild der Phantasie gestützt. Konnte er richtig sein?

Auf ein Bild der Phantasie? Stehen Sie denn nicht vor mir, oder vielmehr gehen Sie hier nicht neben mir, wie Sie leiben und leben, um mich eines prosaischen Ausdrucks der Wirklichkeit zu bedienen?

Ei, mein Herr, der Mensch ohne Herkunft, ohne Namen, ohne Vergangenheit, ist eben kaum ein halber Mensch. Ich habe mir sagen lassen, in den Gesetzen stehe, daß ein Mensch, von dessen bisherigem Leben man gar nichts weiß, als ein Zeuge in gerichtlichen Angelegenheiten nicht zugelassen werden solle. Sie sind ja selber Jurist, und werden besser wissen, als ich, ob es wahr ist.

Es ist so, bemerkte der junge Mann.

Ich habe mir ferner sagen lassen, es gebe einige recht gelehrte Juristen, die einen solchen Satz für unvernünftig halten wollten. Ich finde ihn sehr vernünftig und natürlich. Sie haben zum Beispiel, um zugleich sofort wieder auf meinen früheren Satz zu kommen, mit großer Sentimentalität von Ihrer künftigen Beschäftigung mit meinem Bilde gesprochen. Wer weiß, ob nicht diese Beschäftigung eine ganz andere sein würde, wenn Sie mich, meinen Namen, meine Verhältnisse, meine Vergangenheit kennten. — Rufen Sie nicht das unglückliche Wort „niemals" aus, das in seiner dreifachen Wiederholung bei einer bekannten Gelegenheit seit einigen Jahren sogar lächerlich geworden ist.

Der junge Mann hatte in der That das unglückliche Wort, vielleicht gar in jener lächerlichen Wiederholung, ausrufen wollen. Die Unterbrechung von Seite der Dame machte ihn etwas verlegen.

Fräulein Anna, sagte er nach einer Pause, darf ich Ihnen sagen, wie meine Combinationsgabe, oder wenn Sie lieber wollen, meine Phantasie Ihre äußeren Lebensverhältnisse construirt?

Die junge Dame besann sich nicht lange.

Unter zwei Bedingungen erlaube ich es Ihnen. Erstens lasse ich nur eine einzige Combination zu, und Sie fragen auch nicht einmal, ob Ihre Combination

die richtige sei. Sie könnten sonst unseren ganzen Vertrag umgehen. Sind Sie mit dieser ersten Bedingung einverstanden?

Ich muß wohl.

Zweitens gestatten Sie mir nachher in derselben Weise eine Combination über Sie.

Sehr gern.

Sie wird nicht schmeichelhaft für Sie sein. Aber beginnen Sie. — Nun, Sie zögern? Sprechen Sie, wofür halten Sie mich?

Mein liebes Fräulein, ich kann Sie nicht trennen von den Ihrigen, in deren Begleitung ich Sie anzutreffen das Glück hatte.

Ihre Bemerkung ist richtig.

Ich muß also bei Ihrer Tante beginnen. Daß Sie Ihrer und Fräulein Helenen's Tante ist, haben Sie selbst gesagt. Sie nannten Beide sie so, noch vor unserem Vertrage.

Haben Sie noch nie, unterbrach ihn die Dame, ein paar übermüthige, junge Mädchen beobachtet, die schon Monate voraus für den Fall einer Reise, eines Maskenballs, — eine solche Incognitoreise ist nur ein verlängerter Maskenball, man tanzt in der freien Natur, Berg auf, Berg ab, auf Chausseen und Eisenbahnen — Aber haben Sie keine Schwestern, keine

Couſinen, die für ſolche Fälle ſchon lange vorher ihre Myſtificationspläne fertig gemacht haben?

Fräulein, Sie bringen hier etwas egoiſtiſch nur ſich in Anſchlag, nicht Helenen, deren ernſter, faſt ſtrenger Natur ein ſolcher Plan geradezu widerſtreben würde.

Auch ihrer phantaſtiſchen Natur?

Ihrer phantaſtiſchen Natur allerdings. Aber laſſen Sie uns davon abſehen, nach Ihren Bedingungen muß ich bei der einmal aufgeſtellten Annahme verbleiben. Alſo es bleibt dabei, Ihre Tante iſt Ihre Tante.

Weiter!

Weiter komme ich zuerſt —. Doch was paſſirt denn da?

Die Geſellſchaft hatte den Fuß des Berges erreicht. Sie befand ſich in einem engen Thale, mehr einer Schlucht. Zugleich bot ſich ihr ein anmuthiges Bild dar, das ſie zu einem Verweilen und den jungen Mann zu dem Ausrufe veranlaßte.

Vor ihnen lag ein einzelnes Haus, klein, ärmlich, aber wohl erhalten, und in reinlicher, freundlicher Umgebung. Ein kleines Gärtchen war von der einen Seite, eine kleine Wieſe von der anderen. Zwiſchen beiden floß ein ſchmaler Bach. Das Ganze war faſt nach allen Seiten von Holzung eingeſchloſſen. Eine

Landstraße, dem Anscheine nach wenig befahren, zog sich an dem Hause vorbei.

An dem Bache auf der Seite der Wiese saß ein junger Mensch im Grase, mit einem kleinen Kinde spielend. Der junge Mann schien in dem Anfange der zwanziger Jahre zu sein. Er trug die gewöhnliche Kleidung der Landleute der Gegend; zu derselben schien aber sein übriges Aussehen nicht wohl zu passen. Sein Körper war zart gebaut und sein Gesicht hatte sehr feine Züge, mit einem melancholischen, etwas schönen Ausdrucke. Das Kind war ein frisches, derbes Mädchen von etwa drei Jahren, gleichfalls in der, völlig zu seinem Aussehen passenden bäuerlichen Kleidung. Der junge Mensch pflückte dem Kinde Blumen. Das Kind zerriß sie und warf sie dann in das Wasser. Es jubelte jedesmal laut auf, wenn es eine Blume zerriß und die auseinander gerissenen Blätter in die kleinen Wellen warf, und es sah ihnen mit einer unendlichen Lust und Befriedigung so lange nach, bis die rasch dahinfließenden Wellen sie seinen Augen entzogen hatten, um dann sofort sich zu den Blumen zurückzuwenden, die der junge Mensch unterdeß gepflückt und hingelegt hatte, und mit ihnen dasselbe Spiel von neuem zu beginnen. Der junge Mensch hatte seine Freude über die Freude des Kin-

des; aber seine Freude war schon mit einem Schmerze vermischt, es war nicht mehr die reine Freude des Kindes.

Wenn er das Kind die Blumen zerreißen sah, dann war es, als wenn jedesmal ein Weh sein ganzes Wesen durchzucke, und mit einem traurigen Blicke sah er den dahin schwimmenden Blumen nach, bis plötzlich der Jubel aus dem Schmerze ihn erweckte, und ihn daran erinnerte, daß er dem Kinde neue Nahrung für dessen Freude und für seinen eignen Schmerz geben müsse. Er pflückte dann wieder Blumen und warf sie dem Kinde hin und freute sich mit diesem, bis das Zerreißen der Blumen auch sein Herz zu zerreißen schien.

Vor diesem einfachen Spiele, einem einfachen Bilde aus dem menschlichen Leben, stand die Reisegesellschaft.

Die beiden Spielenden bemerkten die Fremden nicht, von denen sie beobachtet wurden. Beide waren zu sehr in ihr Spiel vertieft. Die Reisenden schienen nicht minder in den Anblick des Kindes vertieft zu sein. Sie sahen ihm stumm zu.

Auf einmal beugte das Kind sich zu sehr über den Rand des Ufers hinüber, um einer fortschwimmenden Blume nachzusehen. Es verlor das Gleich-

gewicht und fiel in den Bach hinein. Seine Kleider hielten es über dem Waſſer und die Wellen trieben es ſeinen Blumen nach. Der junge Menſch, mit dem Pflücken neuer Blumen beſchäftigt, bemerkte nicht ſofort den Fall des Kindes.

Die beiden jungen Herren der Reiſegeſellſchaft, von dem Kinde etwa dreißig Schritte entfernt, wollten hinſtürzen.

In demſelben Augenblicke ſprang über die Wieſe herüber ein Menſch hervor nach dem Bache zu.

Der Fremde mußte ſich in dem Gehölze am Rande der Wieſe aufgehalten haben, und zwar an einer Stelle hinter dem Hauſe, ſo daß dieſes zwiſchen ihm und der Reiſegeſellſchaft ſich befunden hatte. Denn ſo wie dieſe ihn vorher nicht bemerkt hatte, ſchien er keine Kenntniß von ihrer Anweſenheit gehabt zu haben. Er ſtutzte, als er ſie mitten in ſeinem Laufe gewahrte. Doch hielt er kaum eine Sekunde lang an; raſch flog er zu dem Bache, warf ſich in dieſen hinein, ergriff das Kind und zog es heraus, bevor es noch untergeſunken war.

Irgend eine Gefahr war damit nicht verbunden. Das Waſſer hatte ihm kaum bis an die Kniee gereicht.

Der Spielgefährte des Kindes gewahrte den Un-

fall und die Rettung erſt, als der Fremde, das gerettete Kind im Arme, wieder an das Ufer ſtieg. Er wollte dem Kinde Blumen zuwerfen, die er unterdeß geſammelt hatte, da ſah er das vom Waſſer triefende Kind vor ſich, bleich, in den Armen eines über und über ſchwarz, aber elegant gekleideten Herrn, deſſen Geſicht ebenſo bleich war, wie das des Kindes.

Er warf einen Blick auf das Kind, er warf einen Blick auf den Fremden. Er ſtarrte dieſen an; ſein Auge ſchoß plötzlich furchtbare Blitze, ſein Geſicht verzerrte ſich. Auf einmal ſchrie er furchtbar auf. Es war ein gräßlicher Ton, ein unverſtändliches Wort. Dann ſtürzte er fort, wie ein gehetztes Wild, wie ein verfolgter Wahnſinniger.

Der Fremde ſchien unſchlüſſig zu ſtehen; ſollte er dem Fliehenden folgen, ſollte er bleiben. Ein flüchtiger Blick auf die Reiſegeſellſchaft ſchien ihn für das Letztere zu entſcheiden.

Der Fliehende verſchwand in der Holzung des Gebirges.

Der Fremde wollte das Kind in die Hütte tragen. Ein Aufſchrei hielt ihn zurück.

Der Schrei kam aus der Mitte der Reiſegeſellſchaft.

Die kleine Helene war bleicher geworden, als ſie den ſchwarzen Fremden aus dem Gehölz hatte hervorſtürzen ſehen. Ein heftiges Zittern ergriff ſie. Sie that ſich Gewalt an, es zu verbergen. Ihre Kraft hielt nur kurze Zeit aus. Als der Fremde ſich in Bewegung ſetzte, das Kind in die Hütte zu tragen, fiel ſie mit einem lauten Schrei in die Arme Annas, die ihre Aufregung bemerkt hatte, und zu ihr geeilt war.

Von der anderen Seite kam, von jenem Ton des Entflohenen getroffen, eine junge Frau aus der Hütte hervorgeſtürzt. Ihre ängſtlichen Augen flogen nach dem Waſſer, nach der Stelle, wo das Kind geſpielt hatte. Ihnen begegnete das Kind in den Armen des Fremden. Das Kind hatte von ſeinem Schreck ſich ſchon wieder erholt. Es war nur ängſtlich geworden, als es ſich bei dem fremden Manne ſah. Es jubelte auf, als es die Mutter ſah, ebenſo fröhlich, als wenn es wieder eine Blume zerreiße und in das Waſſer werfe. Es ſtreckte der Mutter die Händchen entgegen, und verwunderte ſich, als es plötzlich ſtatt des kalten Waſſers in ſeinem Geſichtchen die heißen Mutterthränen fühlte, Thränen zugleich des Schrecks, der Angſt, der Freude.

Der Fremde legte das Kind in die Arme der

Mutter. Dann ſtand er wieder unſchlüſſig. Es ſchien ihn nach der Reiſegeſellſchaft, es ſchien ihn nach der Bäuerin zu ziehen. Er blieb bei der Bäuerin, augenſcheinlich mit einem gepreßten Herzen, als wenn er eine angelegentliche Frage an ſie zu richten habe, die er gleichwohl nicht auszuſprechen wage. Er wußte ſich zu beherrſchen.

Das Kind wird keinen Schaden genommen haben? bemerkte er, halb fragend.

O nein, o nein, es lacht ja ſchon wieder, das arme Würmchen. Es iſt ja nur naß geworden. Nicht einmal erſchrocken hat es ſich.

Auf einmal ſah ſie ſich ſuchend und fragend um.

Wo iſt denn der Joſeph? rief ſie verwundert aus. Er war doch bei dem Kinde!

Der Fremde erbebte, als er die Frau den Namen ausſprechen hörte.

Wo iſt Joſeph geblieben, mein Gretchen? fragte die Frau das Kind.

Das Kind gab ihr keine Antwort; es zeigte nur nach der Stelle, wo es geſpielt hatte und in das Waſſer gefallen war, und lachte fröhlich und rief das Wort: Blume, Blume! aus.

Haben Sie Niemanden bei dem Kinde geſehen? fragte die Frau den Fremden.

Es war, erwiederte dieſer, ein junger Menſch bei ihm. Ich ſah ihn, als ich zufällig von der Höhe dort kam. Er ſpielte mit dem Kinde. Das anmuthige Bild zog mich an, wie jene Fremden dort. Auf einmal, während der junge Mann noch Blumen ſuchte, fiel das Kind in das Waſſer hinein. Sein Begleiter ſah es nicht ſogleich. Ich und die Herren von jener Geſellſchaft hatten es aber ſofort bemerkt; wir eilten hinzu; der Zufall wollte, daß ich der nächſte war.

Und Joſeph, der junge Mann? fragte die Frau noch immer verwundert.

Er lief auf einmal davon. Ich habe vergeblich nachgeſonnen, was ihn in die Flucht getrieben hat. Wäre es ein kleiner Knabe geweſen, ſo hätte man meinen können, er habe eine Züchtigung für ſeine Unachtſamkeit befürchtet.

Ach, ſagte die Frau im Tone des Mitleids, der Arme iſt, wie ein kleines Kind. Ich hätte ihm auch die Kleine nicht anvertrauen ſollen, aber gerade gegen ſie war er immer ſo ſorgſam und aufmerkſam. Er nannte ſie ſeinen Engel, in deſſen Gegenwart allein ihm wohl ſei, und er hegte und beſchützte ſie, als wenn er ihr Engel wäre. Aber, lieber Herr, nehmen Sie es mir nur nicht übel; ich ſtehe da und ſchwätze,

und habe noch nicht einmal daran gedacht, Ihnen meinen Dank zu sagen, daß Sie mir mein gutes Kind gerettet haben.

Danken Sie mir nicht, liebe Frau, versetzte der Fremde. Man dankt für eine Mühe, ein Opfer. Von Beiden ist hier nicht die Rede. Aber es geht Ihnen hier wohl ärmlich. Hier, nehmen Sie diese Kleinigkeit von mir an, für die Kleine dort.

Er gab der Frau ein paar Goldstücke.

Sie erröthete verlegen, als er sie ihr in die Hand drückte.

Behalten Sie es, sagte der Fremde.

Ich nehme es, für das Kind, als Andenken an den fremden Herrn, der ihm das Leben gerettet hat. Es soll ihm aufbewahrt werden, wie ein Segensthaler.

Wer war denn, fuhr der Fremde fort, in einem Tone, der gleichgültig klang, den aber ein aufmerksamerer oder erfahrenerer Beobachter als die Frau, schwerlich für einen gleichgültigen würde erkannt haben, wer war denn der junge Mensch, dem Sie das Kind anvertraut hatten?

Ein Unglücklicher, antwortete die Frau. Ich kenne ihn nicht. Er kam vor ungefähr acht Tagen hier an. Er bat um ein Stück Brod. Er war sehr

hungrig. Auf meine Fragen, wer er sei, woher er komme, und wohin er wolle, konnte er mir keinen anderen Bescheid geben, als daß er Joseph heiße. Ich bemerkte bald, daß ihm der Verstand fehle. Aber er schien mir gutmüthig zu sein, und ich behielt ihn deshalb bei mir. Ich dachte mir, er sei aus einem Irrenhause in der Gegend entsprungen, und man werde ihm schon bald nachforschen. So lange wollte ich den armen Menschen nicht ohne Obdach und Nahrung lassen.

Das ist sonderbar, bemerkte der Fremde, immer mit dem äußerlich gleichgültigen, für den aufmerksameren Beobachter aber beinahe lauernden Wesen. Und es ist bis jetzt bei Ihnen keine Nachfrage nach ihm gewesen?

Kein Mensch hat sich nach ihm erkundigt.

Und sein Betragen war immer ruhig?

Er war wohl unruhig, mitunter sehr unruhig —

Auch der Fremde wurde unruhiger bei diesen Worten; er mußte gewaltsam seinen lauteren Athem anhalten.

Die Frau fuhr fort:

Besonders des Nachts war es oft sehr arg mit ihm. Er fuhr mit lautem Schreien aus dem Schlafe auf, und sprach das wunderlichste Zeug durcheinander.

Manchmal litt es ihn dann auch gar nicht im Hause und er lief oft Stundenlang draußen in der Wiese an dem Wasser umher. Bei Tage war er ruhig, wenn er mir bei der Arbeit helfen konnte, besonders aber, wenn er mit dem kleinen Kinde spielte. Man sah es ihm an, wie er auf einmal ein ganz anderer Mensch war, wenn er die Kleine bei sich hatte, am liebsten wenn er mit ihr allein war.

Was waren seine Gespräche, fragte der Fremde weiter, wenn er des Nachts jenes wunderliche Zeug sprach? Ich erkundige mich danach, um dadurch vielleicht auf meinen Reisen in der Gegend eine Spur von seinen Angehörigen zu finden, damit er diesen zurückgegeben werden kann.

Er sprach, antwortete die Frau, immer nur von Mord.

Eine erdfahle Bläße bedeckte auf einen Augenblick das Gesicht des Fremden.

Die arglose Frau fuhr fort:

Mit den Worten: Mord oder Mörder fuhr er aus dem Schlafe auf. Dann schrie und redete er unverständlich, und schlug mit Händen und Füßen um sich. Es kam mir vor, als wenn er von Mördern verfolgt werde, und sich wehren wolle, aber nicht wehren könne.

Der Fremde ſchien erleichtert aufzuathmen.

Haben Sie denn, fragte er, gar keine Ahnung, keine Vorſtellung davon, was ihm früher begegnet ſein mag, das ſich ihm ſo in ſeinen Träumen vielleicht wiederholt?

Ich habe mir immer gedacht, er müſſe einmal in großer Gefahr geweſen ſein, vielleicht unter Mörderhänden, und es müſſe ihm ſo durch Schreck der Verſtand geſtört ſein.

Haben Sie ihn nie darüber gefragt?

Nur einmal. Aber ſo wie ich die Frage an ihn gerichtet hatte, es war dort in der Stube, ſprang er wie ein Wüthender auf, nach dem Fenſter hin, als wenn er ſich hinausſtürzen und fortlaufen wolle. Ich konnte ihn nur dadurch wieder beruhigen, daß ich ihm das Kind in den Arm gab.

Der arme Menſch, ſagte der Fremde. Wachen Sie über ihn, bis er von Ihnen abgeholt wird. Ich werde mich bemühen, daß er zu den Seinigen oder in die Heilanſtalt zurückkomme.

Thun Sie das, lieber Herr. Der arme Menſch iſt noch ſo jung. Welch ein Glück wäre es für ihn, wenn der liebe Gott ihm die Sinne wieder gäbe!

Wer weiß das? ſprach der Fremde mit einem Seufzer ſehr leiſe für ſich.

Der Fremde öffnete noch einmal seine Börse. Er gab der Frau noch einmal einige Goldstücke.

Nehmen Sie es ohne Zögern für die Kleine. Möge der Himmel Sie vor Unglück bewahren, und mögen Sie das Geld dem Kinde zu seiner künftigen Ausstattung aufsparen können.

Er hatte mit den paar Worten die richtige Seite in dem Innern der Frau getroffen. Mit einem freundlichen Lächeln, wie über ein Bild, in welchem Sie ihr Töchterchen schon als Braut erblickte, nahm sie dankend das Geld an.

Sie ging mit dem Kind in das Haus.

Der Fremde stand eine Weile in tiefes Nachdenken versunken.

Sein Blick, finster, trübe, zugleich beinahe ängstlich, schweifte ungewiß umher, bald nach der Hütte, in welcher der Unglückliche, nach dem er sich erkundigt, Aufnahme gefunden hatte, bald nach der Gegend, wo dieser Unglückliche in dem Gehölze verschwunden war; zuletzt nach der Reisegesellschaft.

Diese befand sich noch an derselben Stelle, an welcher ihr jüngstes Mitglied, die blasse Helene, ohnmächtig in die Arme der schönen Anna gefallen war.

Den Bemühungen Annas und der Tante, so wie des ängstlich hin- und herrennenden, Flacons und Wasser

aus dem Graben herbeiſchleppenden Chevaliers war es gelungen, die Ohnmächtige zum Bewußtſein zurückzurufen. Sie hatte ſich aber ſo ſchwach gefühlt, daß ſie ſofort, die Augen ſchließend, wieder zurückgeſunken war. So lag ſie noch ſchlummernd in den Armen Annas, die ſich mit ihr unter einen Baum gelagert hatte. Neben ihr kniete die Tante, ängſtlich auf den Athem der Schlummernden lauſchend. Die beiden jüngeren Herren ſtanden etwas zurück. Der Chevalier lief geſchäftig, freilich ohne Geſchäft, zwiſchen Allen umher.

Der Fremde lenkte ſeine Schritte zu der Geſellſchaft, langſam, wie es ſchien, ſogar mit einigem Widerſtreben.

Er wandte ſich, als er ſein Ziel erreicht hatte, in dem Tone eines Bekannten an die alte Dame.

Ich durfte bisher, hob er an, mich Ihnen nicht nahen, um Sie nicht in Ihrer Sorgfalt für die junge Dame zu ſtören. Geſtatten Sie mir jetzt, gnädige Frau, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.

Ich bin Ihnen ſehr verbunden, Sir, erwiederte die Dame gleichfalls in einem Tone, in welchem man einen Bekannten begrüßt, den man nicht ungern wiederſieht. Die arme Helene fühlt ſich noch etwas matt. Ich hoffe aber, daß ſie bald ihre Kräfte wiedergewonnen haben wird.

Ich hoffe das gleichfalls. Für alle Fälle aber genehmigen Sie meine Bitte, von meinem Wagen Gebrauch zu machen. Er ist hier in der Nähe. Sie haben dagegen den Ihrigen, wie ich weiß, drüben in der Stadt, wenigstens drei Meilen von hier, zurückgelassen.

Sie sind sehr gütig, Sir, aber ich weiß in der That nicht —

Die Dame wurde unterbrochen, indem Helene plötzlich mit einer heftigen Bewegung aus dem Schlummer emporfuhr.

Das Kind schlug die Augen auf. Ihr erster Blick fiel auf den Fremden. Ihr bleiches Gesicht wurde von einer Purpurgluth überzogen. Ihre Augen leuchteten. Diese Zeichen einer starken inneren Bewegung dauerten aber nur einen Augenblick. Eine milde Röthe der Wangen, ein freundliches, glückliches Lächeln der Augen zeigten, daß eine stillere, aber beglückende Empfindung in ihrem Herzen Platz gefunden hatte.

Auch den Fremden schien schnell seine bisherige finstere Unruhe verlassen zu haben. Mit einem freundlichen Lächeln begegnete er dem glücklichen Lächeln des Kindes.

Dir ist wieder wohl, meine theure Helene? fragte die Tante zärtlich und gleichfalls mit einem glücklichen Lächeln das Kind.

O, ganz, ganz, liebe Tante!

Dir fehlt gar nichts mehr?

Gar nichts. Sehet!

Sie ſprang auf. Sie ſchien in der That ihre Kräfte vollſtändig wieder gewonnen zu haben.

Aber das Kind? rief ſie auf einmal.

Es iſt unverſehrt, antwortete der Fremde. Es war überhaupt in keiner Gefahr. Die Mutter iſt mit ihm in das Haus zurückgekehrt.

So wollen auch wir wieder aufbrechen, liebe Tante.

Sie nehmen meinen Wagen an, gnädige Frau?

Würdeſt du dich ſtark genug fühlen, liebe Helene, unſeren Weg zu Fuße fortzuſetzen?

O, gewiß.

Sie würden mir eine Freude machen, Fräulein Helene, wenn Sie ſich meines Wagens bedienten.

Würde ich, Sir Arthur?

Gewiß würden Sie.

Was meinſt du, liebe Tante?

Es kommt auf deine Kräfte an, Helene.

So laß uns ein Stündchen fahren, nur ein Stündchen. Ich werde dann wieder vollkommen kräftig ſein.

Der Fremde bot der Tante den Arm.

Sie erlauben mir, gnädige Frau! Mein Wagen hält dort gleich unten in der Schlucht.

Die Dame nahm ſeinen Arm.

Der Chevalier führte wieder Helene, Egon Fräulein Anna.

Und du, armer Menſch, ſagte Egon zu ſeinem Freunde Emil, mußt diesmal allein hinter uns hergehen.

Allein? fragte Emil. Ich habe vielmehr die meiſte Geſellſchaft; ich bin bei Euch Allen, und meine Gedanken beſchäftigen ſich ungeſtört mit Euch Allen.

Und mit wem am meiſten? fragte Anna.

Werden Sie mich, entgegnete Emil, ungalant ſchelten, wenn ich die Wahrheit ſage?

Habe ich mich Ihnen in einem ſolchen Lichte gezeigt, daß ich dieſe Frage verdiene?

Der Fremde beſchäftigt mich am meiſten, dieſer Sir Arthur, der Alles in der Welt ſein kann, nur kein Engliſcher Edelmann.

Zeichnen ſich denn gerade die Engliſchen Edelleute ſo ganz beſonders aus?

Sie reiſen, und haben das noch nicht bemerkt? fragte Egon.

Wir haben auf unſerer Reiſe bisher nur wenige Engländer angetroffen. Und dann muß ich auch eine kleine Schwäche eingeſtehen.

Und die wäre?

Wenn ich Engländer ſah, ſo ſah ich auch zugleich, wie ſie von meinen Landsleuten, und beſonders von meinen Landsmänninnen als Wunderthiere angeſtaunt, mindeſtens angegloßt wurden. Das verdroß mich.

Und da nahmen Sie ſich vor, ſie gar nicht anzuſehen?

So ungefähr iſt es. Sie ſahen ja auch uns nicht an.

Richtig. Für den reiſenden Engländer iſt nur er da und ſein Reiſebuch; dann und wann auch ein fremder, unförmlicher Stein und ein unförmlicher Landsmann.

Du übertreibſt einmal wieder, Egon.

Und worin übertriebe ich?

Auch der Engländer ſieht wohl fremde Gegenden und Völker.

Der gewöhnliche Touriſt? Der gewöhnliche reiſende Engländer? Menſchen ſieht er gar nicht, wenn nicht etwa zuweilen eine hübſche Kellnerin, oder die Dame die vollen rothen Wangen eines Kellners, die ſie in ihrer Heimath nicht zu ſehen bekam. Und Gegenden? Wenn ſie einen Blick hineinwerfen, ſo geſchieht es, um zu vergleichen, ob ihr Reiſehandbuch richtig ſei.

Ich hatte Sie gefragt, Herr Emil, ſagte Fräu-

lein Anna, warum der Fremde kein Engländer ſein könne?

Egon nahm wieder dem Freunde das Wort weg.

Ich ſehe die Antwort Emils. Er will Ihnen ſagen, daß Sie trotz Ihrem patriotiſchen Stolze, Unrecht gethan haben, dieſe Engländer ſich nicht näher zu beſehen. Sie würden dann die Frage nicht an ihn gerichtet haben. Er hält mit mir die Engländer für ein Volk, das in der That etwas geweſen iſt, jetzt aber nur noch von dem zehrt, was es war.

In der That, Emil? Auch Sie? Von Herrn Egon glaube ich es ſchon.

Ich ſtimme darin mit Egon überein. Die Engländer ſind jetzt ein Volk, das an Einbildung alle Völker, wenigſtens alle civiliſirten Völker, der Erde übertrifft, aber auch nur an Einbildung. Nach ihnen gibt es kein freieres Volk in der Welt, als ſie, und ſie ſind Sklaven ihrer Ariſtokratie. Nach ihnen gibt es keine beſſere Verwaltung, kein beſſeres Recht, keine beſſere Armee, keine beſſere Marine, keine beſſere Diplomatie, als dieſes Alles bei ihnen iſt; ihre Generale, ihre Verwaltungs- und ihre Staatsmänner ſind die tapferſten, die beſten, die erſten der Welt. Und doch kann es in keinem Zweige der inneren wie äußeren Verwaltung des Landes kaum irgend anderswo

größere Unordnung, Unbeholfenheit, Unfähigkeit, Bestechlichkeit geben. Wie wäre es auch anders möglich, da sich Alles in den Händen einer selbstsüchtigen, herzlosen, hochmüthigen Aristokratie befindet? Nach ihnen gibt es keinen schöneren Menschenschlag auf der Erde, als sie sind; sie sagen es sich selbst vor, und sie glauben es selbst: ihre ersten Schriftsteller wollen es auch anderen Leuten glauben machen. Und doch wüßte ich wahrhaftig nicht — aber das ist freilich Geschmackssache.

Herr Emil, sagte die junge Dame etwas verwundert. Und Sie beschuldigten eben Ihren Freund der Uebertreibung?

Es war sein Ernst nicht, fiel Egon ein. Besonders was die Schönheit betrifft. Sein etwas sentimentales — er ist trotz alledem sentimental, Fräulein Anna — sein sentimentales Schönheitsgefühl hat sich oft genug auf der Reise empören müssen über diese schmalen Schultern, krummen Rücken, ellenlangen Gesichter und womöglich noch längeren Nasen, über die blassen, verglaseten Augen, über die Rubinen in den Gesichtern, über die —

Halten Sie ein, Herr Egon. Sie beleidigen auch mein nicht sentimentales Gefühl.

Aber Sie werden sich überzeugt haben, wie Emil

Recht hatte, daß dieser Fremde mit der hohen, aufrechten, kräftigen Gestalt, dem edelgeformten Gesichte, dem kühnen, blitzenden, schwarzen Auge, und dann wieder dem tief melancholischen Ausdrucke, der über das Ganze verbreitet ist, nicht wohl ein Engländer sein kann.

Und wofür halten Sie ihn denn, Herr Emil?

Ich kann, erwiederte der Gefragte, nicht ins Klare darüber kommen. Wenn nicht ein Etwas in seiner Erscheinung mir fast laut das Gegentheil zuriefe, — so möchte ich ihn für einen unglücklichen, aus seinem Vaterlande verbannten Polen oder Ungarn halten.

Es ist sonderbar, bemerkte die Dame ernst, daß Sie damit gerade das treffen, was ich als Vermuthung über ihn habe aussprechen hören. Er soll ein in den Bewegungen der Jahre 1848 bis 1850 kompromittirter Pole oder Ungar sein, dessen Vorfahren aus England stammen, der nach England geflüchtet war, und dem es dort vermöge jener Abstammung leicht gelang, als Engländer Englischen Schutz auch auf dem Continente zu erhalten. Indeß darf ich um jenes laute Etwas in seiner Erscheinung bitten?

Dieses Etwas, Fräulein, kann ich selbst Ihnen nicht näher bezeichnen. Ich weiß nicht einmal, in welchem Theile seines Körpers ich es finde. Meine

ich es in dem Geſichte ſuchen zu müſſen, ſo ſehe ich mir vergeblich ſeine Augen, ſeinen Mund, die ganze Phyſiognomie an. Ich ſuche es dann in der Bewegung des Kopfes, der Arme, der Hände, und finde auch da nichts. Ich könnte nur darauf ſchwören, daß dieſer Menſch nicht zu jenen aus ihrem Vaterlande vertriebenen unglücklichen Polen oder Magyaren gehören kann.

Und doch, verſetzte die Dame, ſpricht ſich in dieſem Geſichte ein großes Unglück, ein ſchweres Leiden aus.

Das iſt wahr. Aber es iſt ein unheimliches Unglück, es iſt ein Leiden über etwas Entſetzliches, das man nicht auszuſprechen wagt.

Mein Gott, ſagte die Dame diesmal faſt mehr als ernſt, Sie regen da etwas an, einen Gedanken, ein Gefühl, das mich jedesmal überfallen hat, wenn ich ihn anſehe, dem ich aber bisher keinen Ausdruck zu geben wagte, weil ich mich zu irren fürchtete, oder vielmehr hoffte.

Kennen Sie ihn ſchon lange? fragte Egon.

Seit etwa vierzehn Tagen. Er iſt eine Reiſebekanntſchaft. Wir trafen ihn zuerſt auf dem Rhein. Seitdem noch zwei Mal, heute zum vierten Male. Es war mir nicht recht heimiſch bei ihm. Ich trieb ſtets zu einer Trennung von ihm. Meine Couſine —

Sie brach ab. Nachdenklich fuhr ſie gleich darauf fort:

Es kommt mir vor, als ſei unſer öfteres Begegnen von ſeiner Seite kein zufälliges. Das erſchreckt mich jetzt beinahe. Und nun hat die Tante gar ſeinen Wagen angenommen.

Das junge Mädchen ſchien durch die Gedanken, die zuletzt in ihr aufgetaucht waren, in der That mehr und mehr in Unruhe verſetzt zu werden.

Müſſen Sie, nahm ſie ſich nach einer Weile den Muth zu fragen, müſſen Sie uns denn wirklich heute noch verlaſſen?

Wir müſſen, antwortete Egon, übermorgen nothwendig mit meiner Schweſter und ihrer kranken Freundin zuſammentreffen. Wir dürfen, wenn wir das möglich machen wollen, den heutigen Eiſenbahnzug in der nächſten Stadt nicht verfehlen. Ihr Reiſeziel führt Sie beinahe in die völlig entgegengeſetzte Richtung. An dem Wagen, den ich dort unten ſchon halten ſehe, werden wir alſo uns trennen müſſen.

Auch der junge Mann ſprach nicht mehr in ſeinem bisherigen heiteren, ſcherzenden Tone. Wie der Dame an ſeiner Seite eine gewiſſe Aengſtlichkeit, ſo ſchien ſeiner eine gewiſſe Traurigkeit ſich bemächtigt zu haben.

Sie gingen ſchweigend weiter zu dem Wagen, der unten, hinter einem Vorſprunge des Berges, auf der Landſtraße hielt. Es war ein ſehr eleganter, bequemer Reiſewagen, mit vier Poſtpferden beſpannt. Ein Bedienter ſtand wartend am Schlage; der Poſtillon vor ſeinen Pferden.

Die ganze Geſellſchaft war ſtiller geworden, je mehr man ſich dem Wagen nahete.

Alſo hier müſſen wir ſcheiden? ſprach Egon ſeufzend zu der Dame an ſeiner Seite.

Der Seufzer brachte auch hier jene eigenthümliche Wirkung hervor, die ſich an die erſten Liebesſeufzer eines jungen Mannes knüpft; die Dame, an die ſie gerichtet ſind, beginnt ſchon mitzuſeufzen; auf einmal, während ſie den Athemzug dazu aus dem ſchönen Buſen hervorholt, verwandelt der Seufzer ſich in ein ſchelmiſches Lachen. Der junge Mann, in der Empfindlichkeit ſeiner ſentimentalen Stimmung, hält es für ein ſpöttiſches Lachen, für eine Verhöhnung ſeiner Gefühle, und wird ärgerlich, verdrießlich. Bei weniger Befangenheit würde er triumphiren über den Triumph, der in jenem Zeichen ſich ausſpricht. Es iſt der Triumph des weiblichen Herzens über die nicht blos erweckte, ſondern auch erwiederte Zuneigung.

Ja, antwortete das Fräulein, hier müſſen wir

ſcheiden, ſcheiden als namenloſe Weſen, alſo als Schatten, als Schemen.

Sie ſpotten, Fräulein? rief der junge Mann verletzt.

Spotten? Ich freue mich nur für Sie, daß zwiſchen uns Alles ſo hübſch nach dem von Ihnen ausgegangenen Vorſchlage abgelaufen iſt.

Ich verdiene dieſen Spott. Aber wenn wir auch heute als Weſen ohne Namen und ohne Heimath von einander ſcheiden, ein Gefühl in meinem Innern ſagt es mir doch laut, daß wir uns künftig wiederſehen werden, mit Namen, mit Heimath.

Die lauten Gefühle ſollen ja nicht immer die wahren ſein, bemerkten Sie dort oben auf dem Berge.

Fräulein Anna —!

Herr Egon?

Ich fand vorhin, während Sie mit Ihrer Couſine beſchäftigt waren, in der Wieſe ein Kleevierblatt. Darf ich Sie bitten, es von mir anzunehmen, und es als ein Andenken an mich ſo lange zu bewahren, bis ich es von Ihnen mir zurückhole?

Die Dame nahm das Blatt, das er ihr hinreichte.

Sie ſchien nach einem Scherze zu ſuchen, mit dem ſie die Annahme begleiten wollte. Ueber dem Suchen gerieth ſie ins Träumen. In dem Traume

ſteckte ſie das Blatt unter den Gürtel ihres Kleides, gerade in der Gegend unter dem Herzen.

Der junge Mann verfolgte ihre Bewegung mit einem frohlockenden, dankbaren Blicke.

Der Blick brachte ſie in erröthende Verwirrung. In der Verwirrung bückte ſie ſich nieder zu dem Graſe, auf dem ſie gingen. Sie pflückte eine Blume und gab ſie dem jungen Manne. Es war eine Immortelle.

Der junge Mann drückte die Blume an ſeine Lippen, an ſein Herz.

Die Dame erröthete mehr und wurde verwirrter.

Sie waren an dem Wagen angelangt.

Hinter einem Gebüſche trat ein Gendarm hervor. Drei andere Gensdarmen blieben hinter dem Gebüſche ſtehen.

Der hervortretende Gendarm war ein ſehr höflicher Gendarm.

Die Herrſchaften verzeihen mir eine kleine Störung, ſagte er.

Um Gotteswillen, flüſterte Fräulein Anna dem Herrn Egon zu, ſehen Sie den Fremden an; wie fürchterlich roth plötzlich ſeine Narbe wird.

Ich glaube, erwiederte der junge Mann, ſein Geſicht iſt nur bleicher geworden.

Darf ich die Herrſchaften, fuhr der Gendarm fort, um ihre Legitimationspapiere bitten?

Auch die Damen? fragte der Fremde, in deſſen Geſichte keine Spur mehr von dem Farbenwechſel zu entdecken war, den die beiden jungen Leute unmittelbar vorher darin bemerkt haben wollten.

Auch die Damen, antwortete ſich entſchuldigend der Gendarm. Ich darf nach meinen Befehlen keine Ausnahme machen.

Den geſchäftigen Chevalier hatte eine gewiſſe Angſt, die bei dem plötzlichen Anhalten durch ein Piket Gensdarmen, zumal in unſeren jetzigen Deutſchen Zeiten, auch den Mann mit dem beſten Gewiſſen überfallen kann, doppelt geſchäftig gemacht. Raſch hatte er ſeine Brieftaſche hervorgezogen, und aus dieſer einen Paß herausgenommen, den er dem Gendarmen übergab.

Der Gendarm las ihn leiſe für ſich durch. Dann begann er ein lautes Examen, während deſſen ſeine Augen, offenbar zur Vergleichung des Signalements, ohne Unterlaß bald in das Papier blickten, bald die vor ihm ſtehenden Examinirten muſterten.

Sie ſind die verwittwete Frau von Senden? fragte er die ältere Dame.

Ja, antwortete laut und ſchnell der geſchäftige Chevalier.

Die jungen Leute lachten ſämmtlich laut auf.

Der Gendarm glaubte, er werde verſpottet.

Ich habe Sie nicht gefragt, ſagte er roth werdend, und etwas ſtrenge zu dem Chevalier.

Der Chevalier zog ſich beſchämt und etwas blaß werdend zurück.

Darf ich Sie um Antwort bitten? fuhr der Gendarm zu der älteren Dame fort.

Ich bin die Frau von Senden, antwortete dieſe.

Aus Schleſien?

Aus Schleſien.

Sie reiſen in Geſellſchaft Ihres Anverwandten, des Lieutenants außer Dienſten, Herrn von Gutjahr?

So iſt es.

Darf ich Herrn von Gutjahr bitten?

Hier, ſagte etwas kleinlaut der Chevalier.

Der Gendarm ſah ihn ſehr forſchend an, mehrere Male die ganze Geſtalt des alten Lieutenants außer Dienſten mit dem Signalement des Paſſes vergleichend.

O weh, jammerte unterdeß leiſe Fräulein Anna, zu ihrem Nachbar Egon ſich wendend.

Fürchten Sie ein Unglück? fragte der junge Mann, mit vor Freude leuchtenden Augen.

Alle unſere ſchönen Träume löſen ſich nun in proſaiſche Wirklichkeit auf.

Alle, Fräulein Anna?

Der Gendarm wandte ſich wieder zu der Frau von Senden.

Die gnädige Frau reiſen ferner mit zwei Nichten. Fräulein Helene von Kronach, darf ich bitten?

Die Frau von Senden zeigte auf die blaſſe Helene.

Und Fräulein Anna von Rudnitz?

Hier, meldete Fräulein Anna ſich ſelbſt. Mit einem ſchalkhaft traurigen Blicke auf ihren Nachbar Egon, ſetzte ſie im Tone der Reſignation hinzu:

Es iſt vorbei.

Und Sie, mein Herr? fragte der Gendarm den Nachbar der jungen Dame.

Egon übergab ihm ſeinen Paß.

Der Gendarm ſah nur flüchtig hinein und gab ihn ſofort zurück.

Gut.

Fräulein Anna wurde dunkelroth im Geſichte.

Das iſt Ungerechtigkeit, rief ſie, und man konnte in der That nicht wohl unterſcheiden, ob in wirklichem, oder in gemachtem Zorne. Das iſt Ungerechtigkeit, Parteilichkeit, Verrath. Sie wiſſen nun unſere Namen, und wir nicht den Ihrigen.

Befehlen Sie, Fräulein Anna —

Was, auch kontraktbrüchig wollen Sie werden?

Wenn Sie befehlen, so kann ich auch schweigen.

Aber geben Sie her. Geben Sie Ihren Paß her. Ich muß den Fehler dieses gewissenlosen Gendarmen gut machen.

Der junge Mann gab ihr seinen Paß.

Herr Studiosus Juris Egon Zwicker aus dem Hannoverschen, las sie laut, und doch kleinlauter bei jedem Worte.

Das von fehlt vor dem Namen des Studenten, mein gnädiges Fräulein, bemerkte der junge Mann, mit einiger Bitterkeit über den kleinlauten Ton.

Aber die Dame wurde jetzt im Ernst zornig und roth, wobei es freilich ungewiß blieb, ob über sich oder über ihren Nachbar.

Schämen Sie sich, sagte sie gereizt.

Die Augen des jungen Mannes funkelten wieder vor Freude.

Emil, rief er seinem Freunde zu, dem der Gendarm gleichfalls nach flüchtiger Durchsicht und schweigend den Paß zurückgegeben hatte. Tritt auch du heraus mit deinen Geheimnissen. Jetzt darf Keiner mehr vor dem Anderen etwas voraus haben.

Er nahm ihm den Paß ab und las mit lauter Stimme: Herr Studiosus Philosophiae, Frei-

herr Emil von Harthauſen aus dem Braunſchweigiſchen.

Wir ſind Vettern, Fräulein, ſetzte er hinzu; ſeines Vaters Schweſter iſt meine Mutter.

Und Sie, verſetzte das Fräulein, ſind ein boshafter Menſch.

Der, erwiederte Egon, ſo glücklich, und in ſeinem Glücke ſo boshaft übermüthig iſt, Sie demüthig um Verzeihung zu bitten.

Der Gendarm hatte den Paß des Fremden entgegengenommen. Er las lange und ſehr aufmerkſam darin. Dann betrachtete er eben ſo lange und aufmerkſam den Fremden. Beides ſchweigend. Endlich ſprach er:

Sir Arthur Brown?

So iſt mein Name.

Aus London?

Dort war mein letzter Wohnort.

Wo wohnten Sie früher?

In mehreren Gegenden Englands.

Wie lange beſitzen Sie dieſen Paß?

Das Datum ſeiner Ausſtattung zeigt es.

Es iſt neu, vom 19. Juli dieſes Jahres.

So iſt es.

Wie lange wohnen Sie bereits in London?

Seit zwei Jahren.

Ununterbrochen?

Ununterbrochen, mit Ausnahme weniger Ausflüge in die benachbarten Grafschaften.

Sind Sie Engländer von Geburt?

Ja.

Sie sprechen das Deutsch geläufig.

O ja.

Können Sie mir das erklären?

Bedarf es dessen? fragte der Fremde stolz.

Er war über die Häufung der Fragen ungeduldig und ungehalten geworden.

Entschuldigen Sie, sagte der Gendarm, fortwährend höflich, mein Dienst fordert es von mir, über jedes Auffallende bei Reisenden mir Aufklärung zu verschaffen zu suchen.

Nun denn, meine Mutter war eine Deutsche; auch mein Unterricht war vielfach ein Deutscher. Sind Sie zufrieden?

Entschuldigen Sie noch Eins, fuhr der Gendarm, etwas verlegen, fort. Haben Sie noch andere Papiere, die Sie als den Herrn Brown legitimiren, auf den dieser Paß lautet?

In der That, erwiederte der Fremde, man trifft in diesem Deutschland auf eigenthümliche Zustände. Mein Paß dort ist von dem Englischen Minister der

auswärtigen Angelegenheiten ausgestellt. Er ist von allen Deutschen Gesandtschaften in London visirt worden. Es befindet sich darauf das Polizeivisa aller Polizeistationen von Calais und Paris, von Brüssel und Aachen bis zu der gestrigen Nachtstation. Sie zweifeln dennoch an meiner Legitimation? Indeß Sie wünschen andere Legitimationspapiere, genügen Ihnen vielleicht diese?

Er öffnete ein Portefeuille und zog aus demselben mehrere Wechsel hervor, die er arglos in den Händen des Gendarmen ließ.

Während der Gendarm sie prüfte, wandte er sich an die Frau von Senden.

Ich bedaure, gnädige Frau, daß ich die Ursache dieses Aufenthaltes für Sie geworden bin; vielleicht gar die dieser ganzen, auch für Sie belästigenden Scene. Denn nach dem Vorgefallenen muß ich beinahe glauben, daß man nur um meinetwillen auch Ihnen Ihre Pässe abgefordert hat.

Der Gendarm gab die Wechsel zurück.

Entschuldigen Sie nochmals, bat er sehr höflich. Ihre Papiere sind in Ordnung. Ich mußte strenge sein, weil seit einigen Tagen auf einmal ganz besonders strenge Befehle eingegangen sind.

Er entfernte sich mit den anderen Gensdarmen,

die unterdeß beobachtend auf ihrem Posten gestanden hatten.

Die Gensdarmen sind wenigstens genügsam in diesem Lande, sagte der Fremde. Schon der bloße Anblick eines Scheines von Geld stellt sie zufrieden. — Darf ich bitten, einzusteigen?

Die beiden Studenten verabschiedeten sich.

Die Damen stiegen mit dem Chevalier in den Wagen des Fremden. Der Fremde setzte sich zu seinem Bedienten auf den Bock.

Die beiden Studenten setzten zu Fuße ihren Weg in das Gebirge fort.

## 2.

## Die Frau des Verbrechers.

Die Frau Martin Schraders saß vor ihrem kleinen Hause. Sie war mit dem Ausbessern alter Leinwand beschäftigt. Die frühere, bessere Zeit hatte das Anschaffen von Leinen in die zwar kleine, aber wohlhabende Wirthschaft gestattet. Jetzt mußte das Alte aufgetragen, und dazu mußte es gestopft und geflickt werden.

Zu ihren Füßen spielte ihr Kind.

Das Kind spielte mit Blumen und war lustig. Es konnte die Blumen zwar nicht in die Wellen werfen, sondern nur über sein Köpfchen hinüber. Aber sie flogen auch so und verschwanden ihm auch so, und es jubelte, wenn sie flogen und verschwanden.

Die Frau war unruhig und traurig. Ihre Augen glitten manchmal über die fleißig arbeitenden Hände hinweg, in den Weg hinein, der an dem Hause vorbeiführte, und ihr Herz seufzte schwer, wenn sie mit umflortem Blicke zu der Arbeit zurückkehrten.

Ihre sehnsüchtigen Blicke in die Straße waren vergeblich; aber um die Ecke des Hauses herum kam nach einiger Zeit, was sie erwartete.

Martin Schrader kam daher mit eiligem, scheuem Schritt, mit scheu umherschweifendem Blicke. Es schien ihn zu beruhigen, als er die Frau mit dem Kinde sah. Noch mehr schien er sich beruhigen zu wollen.

Aber dem scharfen Auge der Frau entging das veränderte Aussehen des Mannes nicht. Sie sprang auf, ihm entgegen.

Endlich, rief sie. Endlich kommst du wieder. Aber was fehlt dir, Martin? Wie siehst du aus?

Wie denn, Frau? erwiederte der Mann hastig, beinahe etwas hart.

So verstört, so — ich weiß kein anderes Wort, Martin, so graulich.

Sie weinte.

Was weinst du denn? Graulich? Empfängt man so den Mann?

Ach, nimm mir nur das Wort nicht übel. Es war unrecht von mir. So unglücklich, wollte ich sagen. Ach, ein Unglück ist dir gewiß passirt, Martin, ein recht großes.

Weine nur nicht, sagte er weicher.

Laß mich, Martin, laß mich ausweinen. Das Weinen hat mir alle die acht Tage, die du fort warst, das Herz abdrücken wollen, aber ich konnte nicht dazu kommen. Laß mich weinen, daß mir leichter werde.

Sie wollte sich an ihn lehnen.

Er wich zurück; er stieß sie zurück.

Aber was ist dir, Martin?

Nichts, nichts.

Auch das Kind nimmst du nicht in deine Arme? Das unschuldige Kind hat dir doch nichts gethan?

Er sah nach dem Kinde; er kämpfte mit sich, ob er sich zu ihm niederbücken, ob er es zu sich nehmen solle.

Er wandte sich ab.

Martin, Martin, dir ist ein großes Unglück begegnet.

Die laut weinende Frau umfing ihn mit beiden Armen.

Ja, ein großes Unglück, stöhnte er.

Komm, Martin; die Thränen haben mir das

Herz leichter gemacht. Mache dir auch das Herz leicht, und theile mir mit, was dich drückt.

Elſe, mein Herz kann nicht wieder leicht werden; es iſt vorbei für alle, alle Zeit.

Die Frau erblaßte, zitterte. Sie zog ihn auf die Raſenbank, auf der ſie geſeſſen hatte. Sie ſetzte ſich neben ihn. Sie nahm ſeine Hände in die ihrigen. Sie nahm alle ihre Kraft zuſammen, daß ſie nicht zitterten. Sie ſah mit feſtem Auge in das ſeinige. Mit eben ſo feſter Stimme ſagte ſie dann:

Ich bin gefaßt, Martin. Jetzt ſprich, was du haſt. Sprich es aus, ſollte es auch das Schlimmſte ſein, was eine Frau von ihrem Manne hören kann. Dieſe Ungewißheit kann ich nicht mehr tragen.

Er konnte den Blick, er konnte den Druck der Hände nicht ertragen. Er ſchlug ſeine Augen nieder; ſeine Hände zitterten.

Sprich, Martin, um deinet-, um meinetwillen.

Er antwortete leiſe, langſam, tonlos.

Ich bin ein Mörder geworden, Elſe.

Herr Gott im Himmel!

Der Schrei entfuhr den kreideweißen, bebenden Lippen des unglücklichen Weibes.

Aber die liebende Frau hatte den unglücklichen

Mann aufzurichten. Sie hatte die Kraft dazu, die Gewalt über das eigene Leid.

Es gibt in der Welt nichts Kräftigeres, nichts Größeres, als die Liebe des Weibes. Sie zeigt ſich nicht ſchöner, nicht kräftiger, nicht größer, als im Unglück. Wenn das gemeinſchaftliche Unglück den ſtarken Mann zur Verzweiflung niederzudrücken drohet, dann kann die ſchwache Frau ſich und all ihr Elend, all ihren Jammer vergeſſen, um den Mann zu tröſten, aufzurichten.

Martin, ſagte die Frau, das iſt wahrlich ein großes Unglück. Es iſt das größte, das allergrößte. Es iſt das ſchwerſte Verbrechen. Aber der liebe Gott kann dem Menſchen auch das ſchwerſte Verbrechen vergeben, wenn er nur wahrhaft Buße thut.

Nicht dem Mörder.

Erzähle mir, Martin.

Wirſt du es ertragen können?

Nur die Ungewißheit wird mir zu ſchwer.

Ich hatte mich dem Kaufmann drüben im Lande für den Schmuggel verkauft. Ich hätte es nicht thun ſollen. Es war der erſte Schritt vom rechten Wege ab, und du hatteſt Recht, er mußte andere nach ſich ziehen.

Die Frau ſeufzte.

Er fuhr fort:

So kam es denn auch nur zu bald und nur zu schrecklich. Gleich in der ersten Nacht. Wir hatten die Grenze schon hinter uns, als wir einen Kampf hörten. Ich stürzte mit einigen Gefährten dahin, in der Meinung, daß Jemand sich gegen nächtliche Räuber wehre. Es war aber anders; es wehrte sich Jemand gegen zwei Beamte, die ihn arretiren wollten. Ich wollte mich nicht in den Streit mischen. Meine Gefährten hetzten mich; ich ließ mich verleiten; ohne Absicht; ich wußte selbst nicht, was ich wollte. Auf einmal zielte einer der Gegner nach einem meiner Gefährten; ich wollte ihm das Gewehr aus der Hand schlagen, mit meinem Gewehre. Es ging los. Die Kugel traf ihn. Er fiel todt hin. Es war mein alter Kamerad, der Unteroffizier Balzenberger.

Die Frau sah still vor sich hin. Sie suchte nach Trostgründen, für sich, für den Mann.

Du hattest nicht die Absicht, ihn zu tödten? sagte sie.

Meine Seele dachte nicht daran. Aber bin ich darum weniger an seinem Tode Schuld?

Wider Willen, Martin?

Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden.

Das steht in der Bibel, Martin. Es mögen auch wohl unsere Gesetze so vorschreiben. Aber in

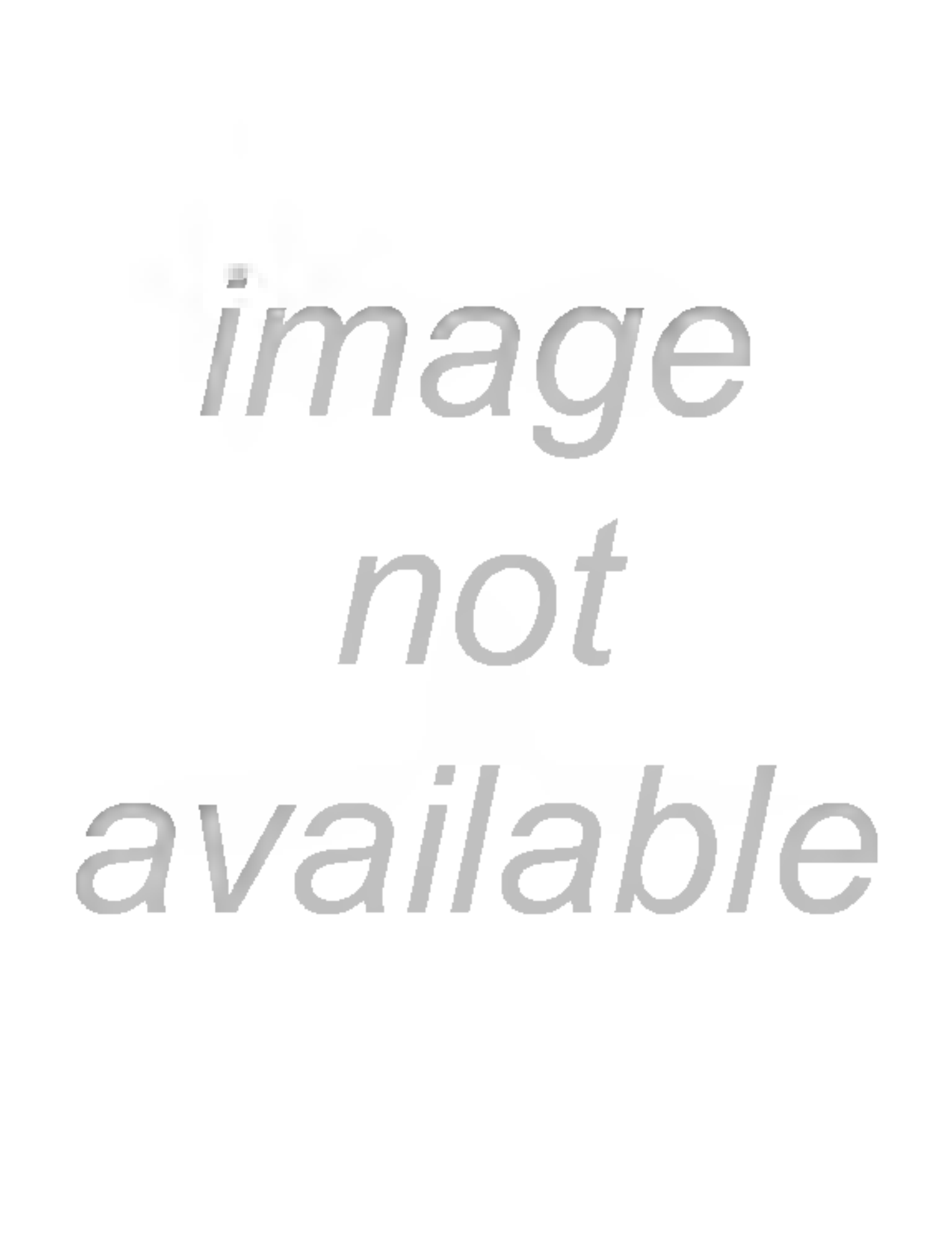
image
not
available

Gefühle eine ungerechte, eine grauſame Strafe. Ihr brauchſt du, ihr darfſt du dich nicht unterwerfen. Du mußt fort, Martin; in ein fremdes Land, wo du vor ſolcher ungerechten Strafe ſicher biſt. Du mußt ſogleich fort. Ich werde dir ſpäter mit dem Kinde folgen, ſobald ich unſer kleines Eigenthum hier habe verkaufen können. Du wirſt auch dann noch, wenn ich mit dem Kinde bei dir bin, ein trauriges, ein unglückliches Leben führen. Das muß deine Strafe ſein. Und auch das wird beſſer werden, wenn du wahrhaft Buße thuſt, wenn du bereueſt, was du verbrochen haſt, und immerdar ein tüchtiger braver, Menſch bleibſt. Dann wird jener Born der Gnade des Herrn ſich auch dir öffnen. Und nun komme mit mir in das Haus. Erquicke dich mit Speiſe und Trank, und dann tritt den ſchweren Weg in die Fremde an. In kurzer Zeit werden ich und das Kind bei dir ſein.

Sie hatte mild und klar geſprochen. Sie hatte gleichwol nur geringen Eindruck auf ihn machen können. Er ſchüttelte den Kopf zu ihren Worten, nicht zweifelhaft, aber überzeugt von dem Gegentheile deſſen, was ſie ſagte.

Ich bin Mörder, frevelhafter Mörder. Der Menſch war in ſeinem Dienſte, er that ſeine Schuldigkeit. Ich war im Unrecht, im Verbrechen. Ich kann keine

Gnade finden; ich werde sie nicht finden. Es wird Alles vergeblich sein, meine Reue, meine Buße, meine Besserung.

Martin, du wirst Frevler an der Gnade Gottes.

Glaubst du an die Gnade, an die Verzeihung der Menschen?

Man darf sich nicht auf sie verlassen.

Was wäre ohne sie die Gnade Gottes? Ich bin einmal dem Henker verfallen. Glaube mir.

Die Frau sah ihn sehr schmerzlich an.

Du leidest schwer, armer Martin, sagte sie. Und doch glaube ich, daß du gerade jetzt einen Trost, eine Aufrichtung in solchen Gedanken findest. Wir wollen daher jetzt nicht weiter streiten. Folge mir in das Haus.

Sie nahm das Kind auf den Arm und ging vor ihm her in das Haus.

Er wollte ihr folgen.

In demselben Momente hatte sein unruhig umherschweifendes Auge eine Entdeckung gemacht, die ihn in die lebhafteste Unruhe versetzte.

Auf der Höhe des Weges, der in das Thal führte, kamen zwei Gensdarmen herangeritten. Auch ihr Blick spähete nach allen Seiten umher, und auch sie mußten eine Entdeckung gemacht haben, die sie in Unruhe

verſetzte. Sie gaben plötzlich ihren Pferden die Sporen, und flogen im Galopp, mit faſt augenſcheinlicher Lebensgefahr, den ſteilen, holperigen Weg hinab.

Martin Schrader konnte über das, was ſie entdeckt hatten, nicht zweifelhaft ſein. Er ſtürzte ſeiner Frau nach in das Haus.

Die Verfolger nahen ſchon, rief er.

Die Frau warf einen Blick zurück auf den Weg. Sie ſah die heranſprengenden Gensdarmen.

Sie legte das Kind aus den Armen, und ergriff den Arm ihres Mannes.

Fort, fort! rief ſie in einer Todesangſt, die ſie erfaßt hatte.

Sie wollte ihn fortreißen.

Er war nicht von der Stelle zu bewegen.

Elſe, wozu? Wozu heute eine Flucht, die morgen unnütz wäre? Einmal muß ich doch in die Hände der Gerechtigkeit fallen. Ich ſage dir, ich kann ihr nicht entgehen. Warum mich vorher lange quälen und ängſtigen?

Die Frau ſah ihn faſt entſetzt an.

Dem Henker ſollte ich dich überliefern laſſen? Meinen Mann? Den Vater des armen Kindes? Dich, meinen Martin? Nicht mit meinem Leben!

Sie riß ihn gewaltſam fort.

Sei nicht feige, rief ſie. Faſſe Muth. Nie, nie dürfen ſie dich in ihre Hände bekommen.

Sie werden es dennoch! erwiederte er, vor ſich hinſtarrend, als wenn er ein ſchreckliches Bild der Zukunft ſehe.

Aber er war willenlos geworden. Er ließ ſich von ihr fortziehen.

Sie führte ihn in die Stube. Sie riß hier eine Planke des Fußbodens auf. Es wurde dadurch der Eingang in eine natürliche Höhle blosgelegt, über der das Haus gebaut war. Die Höhle erſtreckte ſich weit unter dem Hauſe fort. Der Eingang war ſchmal. Wurde er auch entdeckt, ſo konnte immer nur ein einzelner Menſch hinunterſteigen. Die Höhle bot mithin einem muthigen und entſchloſſenen Menſchen einen gegen den erſten Angriff ſichernden Aufenthalt dar.

Martin Schrader ſprang hinein. Die Frau warf den Eingang wieder zu. Wenige Minuten nachher ſtürmten die Gensdarmen in das Haus.

Martin Schrader gehörte der „Umſturzpartei“ an. Er war alſo mit ſeiner Familie der Polizei der Gegend wohl bekannt.

Frau, gebt Euren Mann heraus.

Er iſt nicht hier.

Er ſtand an der Thür. Entkommen iſt er nicht.

Wir haben den Zwiſchenraum zwiſchen dem Hauſe und dem Holze im Auge behalten. Er muß hier ſein.

Wenn Sie das meinen, ſo ſuchen Sie ihn. Das ganze Haus ſteht Ihnen offen.

Die Gensdarmen durchſuchten das ganze Haus. Sie fanden den Verfolgten nicht.

Der Mann iſt im Hauſe, Frau. Er kann nicht fort ſein. Gebt Ihr ihn nicht heraus, ſo nehmen wir Euch mit.

Sie haben die Macht dazu!

Die Frau nahm ihr Kind auf den Arm, und ſtellte ſich hin, als wenn ſie bereit ſei, zu folgen.

Nicht ſo, Frau. Nur Euch nehmen wir mit, nicht das Kind.

Wo ſollte denn das Kind bleiben?

Das geht uns nichts an. Wir wollen nur Euren Mann. Das Kind kann uns nicht ſagen, wo er iſt.

Ich weiche nicht von dem Kinde.

Einer der Gensdarmen faßte das Kind an, um es aus den Armen der Mutter zu reißen.

Ihr werdet mir eher das Herz aus dem Leibe reißen, als das Kind aus dem Arme.

Das wollen wir ſehen.

Beide Gensdarmen faßten die Arme der Frau, um ſie zu öffnen.

Zwei bewaffnete Männer gegen eine wehrlose Frau. O, der Schande!

Der Kampf fiel in der Stube vor.

Die Frau wehrte sich wie eine Löwin, die ihr Junges vertheidigt.

Plötzlich hob das Bret des Fußbodens sich in die Höhe. Martin Schrader sprang empor.

Laßt das Weib und nehmt mich, rief er.

Die Gensdarmen waren zurückgeflogen. Als sie den unbewaffneten Mann sahen, kamen sie wieder hervor.

In demselben Augenblicke wurden zwei blitzende Augen in einem mit einer breiten Narbe bedeckten Gesichte, und ein paar Pistolen draußen am Fenster sichtbar.

Zurück, wenn Euer Leben Euch lieb ist, rief eine starke Stimme.

Die Gensdarmen flogen diesmal zurück, um nicht wieder heran zu kommen. Sie warfen sich auf ihre Pferde und jagten davon.

Jetzt fort, schnell! rief der Fremde. Schnell, ehe die Feigen mit Verstärkung zurückkehren.

Fort, fort! rief auch die Frau, den Mann aus der Stube, aus dem Hause drängend. In acht Tagen bin ich bei dir, mit dem Kinde. Herr, Sie haben

mir mein Kind gerettet, retten Sie mir auch den Mann.

Der Fremde riß Martin Schrader mit sich fort in das Gehölz.

Die Frau fand, als sie in die Stube zurückkehrte, an dem offenen Fenster, an dem der Fremde gestanden hatte, einen Haufen Gold.

## 3.

## Die gerichtliche Subhastation.

Eine freundliche, warme Sommersonne warf ihre Strahlen in ein Dörfchen an einer der belebtesten Reisestraßen des südlichen Deutschlands. Das Dörfchen lag reizend, mit seiner einen Seite an einem breiten Strome, nach der anderen von hohen Bergen eingeschlossen, die mit Weinreben und Obstbäumen bedeckt waren. Der zahlreiche Besuch der Lustreisenden war ihm daher gesichert. Kein Tourist, der aus dem nordwestlichen Deutschland nach der Schweiz reisete, versäumte, ihm seinen Besuch zu machen. Es waren deshalb auch mehrere elegante Gasthöfe in dem kleinen Orte errichtet, und es herrschte viel Wohlhabenheit, selbst Reichthum darin. Neben dem Glanze und Reichthum freilich aber auch viel Armuth und Jammer.

Die Sonne schien auf den Glanz und den Jammer. Die Reisenden sahen nur den Glanz.

Es war des Vormittags nahe zehn Uhr. Eine Menge Menschen strömte zu einem kleinen Hause, das nach der belebten Reisestraße zu lag, aber etwas von dieser zurück, indem es durch ein kleines Gärtchen davon getrennt war. Es waren nicht Reisende, die zu dem Häuschen sich bewegten, vielmehr Bewohner des Dörfchens und Landleute der Umgegend. Etwas Besonderes mußte sie dahin zusammenführen. Sie trugen, obgleich es ein Wochentag war, nicht die gewöhnlichen Arbeitskleider, sondern die rein gebürstete Mittelkleidung zwischen diesen und dem Sonntagsstaate. In ihren Gesichtern sprachen sich Erwartung, Neugierde aus.

Sie versammelten sich in einem Stübchen des Hauses. Das Stübchen war zu klein, um sie Alle zu fassen. Man schien das vorhergesehen zu haben. Die Thür war ausgenommen; die draußen in dem geräumigen Hausflur Stehenden konnten an dem, was in der Stube vorging, einen beinahe unmittelbaren Antheil nehmen.

An einem Tische in dem Stübchen befanden sich drei Personen, die von den übrigen Anwesenden sich sehr bemerkbar unterschieden, auch von diesen sich abgesondert hielten. Der Eine war ein eben so beschränkt

als würdevoll ausſehender, ältlicher Herr. Der Andere war ein Herr, in gleichfalls bereits vorgerückten Jahren, mit einem nichts weniger als würdevollem Geſichte, in dem ſich im Gegentheile die ſofort erkennbaren Züge des Spaßmachers ausdrückten, aber des liſtigen Spaßmachers. Beide ſaßen an dem Tiſche, der Würdevolle rechts, der Spaßmacher links. Zur Rechten des Würdevollen ſtand ein langer, hagerer Mann, in deſſen Geſichte ſich nur die unverwüſtlichſte Theilnahmloſigkeit ausſprach.

Auf dem Tiſche vor den beiden Herren lagen Acten und Schreibmaterial.

Die Glocke auf dem benachbarten Thurme ſchlug zehn. Der Würdevolle gab dem zu ſeiner Rechten ſtehenden hageren Mann einen Wink.

Der hagere Mann ſchlug mit einem alten Hammer, den er in der Hand trug, ſtark auf den Tiſch.

Die Menge, die ſich bisher in einem halb reſpektvollen Murmeln unterhalten hatte, wurde lautlos. Alle Geſichter wandten ſich mit größerer Erwartung nach dem Tiſche.

Der Würdevolle räuſperte ſich, und ſprach dann mit einer ſchleppenden, ſtotternden, nichts weniger als würdevollen Stimme:

„Nachdem das wohllöbliche Amt zu Recht erkannt

hat, daß die Immobilien der Wittwe Schulten hierselbsten, bestehend aus diesem kleinen Hause benebst Garten, Schuldenhalber gerichtlich und öffentlich dem Meistbietenden verkauft werden sollen, steht auf heute zu sothaner nothwendiger Subhastation Termin hier in loco an, zu welchem die Schuldnerin, besagte Wittwe, der extrahirende Gläubiger, Gastwirth Bohnenberger von hier, und kauflustige Personen gehörig vorgeladen worden sind. Nachdem nun eine zureichende Anzahl Kaufliebhaber sich eingefunden, auch der besagte Extrahent erschienen, die Schuldnerin dagegen, weil sie krank hier nebenan liegt, vor Gericht nicht hat compariren können, so wird nunmehr, indem die Tagefahrt auf zehn Uhr Morgens anberaumt war, selbige Stunde aber bereits geschlagen, der Subhastationsactus hiermit von mir, als richterlichem Commissarius des wohllöblichen Amtes, eröffnet. Secretarius, verlesen Sie die Verkaufsbedingungen. Gerichtsbote, achtet auf Euer Amt.

Der Spaßmacher zur Linken des würdigen Richters begann alsbald aus den vor ihm liegenden Acten mit lauter, schneller, schnarrender Stimme zu lesen. Er las so schnell und schnarrend, daß man kein Wort verstehen konnte.

Der Richter unterbrach ihn.

Leſen Sie langſamer, Herr Secretär, ſagte er ihm ins Ohr. Die Leute verſtehen Sie nicht.

Iſt auch nicht nöthig, Herr Juſtizrath.

Aber zu Protokoll müſſen wir doch verzeichnen, daß laut und deutlich vorgelegt ſei.

Laut? Ich ſchreie ja, daß mir der Hals ſchon weh thut.

Aber auch deutlich.

Die Schafsköpfe verſtehen ohnehin kein Wort.

Er las ſchneller und ſchnarrender weiter.

Jetzt paßt auf, rief er, als er geendet hatte, in die Menge hinein. Ihr habt wohl kein Wort verſtanden?

Nein, Herr Secretär, antworteten mehrere Stimmen.

Der Quark war Euch wohl zu gelehrt?

Ein halb unterdrücktes Lachen bejahete.

Dann paßt auf. Ich will ihn Euch verſtändlich machen. Dieſes Haus und Garten hier ſollen heute verkauft werden. Jeder kann bieten, das heißt, wer bezahlen kann. Lumpen kann das Gericht nicht gebrauchen. Wer nicht überboten wird, bleibt an ſein Gebot gebunden, und muß bezahlen. Nun wißt Ihr genug. Alles Andere iſt Unſinn, den Ihr nicht zu wiſſen braucht. Nun, wer bietet? Doch vorher noch

Eins. Spitzt Euch heute auf keinen Schnaps. Unser Zeitalter wird immer erleuchteter, und daher hat denn die Regierung dem Amte die alte Sitte verboten, bei den gerichtlichen Verkäufen Schnaps herumreichen zu lassen. Wer selbst welchen mitgebracht hat, kann sich Courage trinken, auch seinem Nachbar etwas abgeben. Das ist nicht verboten.

Jeder Satz des Secretärs wurde mit einem, immer dreister und lauter werdenden Lachen begrüßt. Der Secretär sah listig hinein; denn, pflegte er zu sagen, der aufgeweckte Mensch bietet frischer darauf los, als der traurige; und je mehr geboten wird, desto mehr Prozente und Sporteln fallen für das Gericht ab. Auch der würdevolle Richter duldete das Lachen.

Aber er ließ noch nicht bieten.

Secretarius, sagte er, bevor wir beginnen, müssen wir erst den Eingang des Protokolls fertig machen.

Richtig, Herr Justizrath. Alles hat seine Zeit, sprach der weise Salomo.

Die Leute lachten wieder.

Ruhig, Ihr Kaufliebhaber. Wer kann schreiben, wenn Ihr spektakelt. Ihr steht zum Bieten hier; zum Lachen wird Keiner vor Gericht geladen.

Noch einmal lachten die Leute. Dann sah Alles

ſchweigend zu, wie der Secretär den Eingang des Protokolls ſchrieb.

Neben der Stube, in welcher das Gericht verhandelte, befand ſich ein kleines, enges Kämmerchen. In dem Kämmerchen ſaß eine kränkliche Frau. Vor der Frau ſtanden drei kleine Kinder, drei Mädchen, von denen das älteſte zehn Jahre zählen mochte. Die kranke Frau und das älteſte Mädchen weinten. Die beiden kleineren Kinder ſahen ſtill, traurig vor ſich hin.

Die in der Stube nebenan eintretende Stille weckte die Stimmen in dem Kämmerchen.

Jetzt werden ſie anfangen, ſagte ſchluchzend das älteſte Kind.

Mutter, ſagte das jüngſte, halb kindlich neugierig, halb theilnehmend, wer wird nun unſer Haus kaufen?

Ich weiß es nicht, antwortete die Mutter.

Das zweite belehrte das jüngſte:

Wer am meiſten Geld dafür bietet.

Das wird, ſagte das jüngſte, gewiß unſer Nachbar, der dicke Wirth, ſein.

Warum der?

Weil er das meiſte Geld hat.

Das arme Kind, ſagte die Mutter, hat in ſeiner Einfalt das Richtige getroffen. Unſer Nachbar hat

schon lange sein Auge auf unsere kleine Besitzung geworfen. Sie liegt ihm gerade in seinen Garten hinein; er könnte seinen Gasthof vergrößern und verschönern, wenn er sie hätte. Ich glaube, das eben hat unser Unglück herbeigeführt. Euer Vater war ein fleißiger, braver Mann. Da lockte der dicke Nachbar ihn an sich, zu der Kegelbahn, zu der Karte, zum Trinken. Er vernachlässigte seine Arbeit. Der Wirth lieh ihm Geld, auf dieses Haus, das ihm verschrieben wurde. Wir kamen immer mehr zurück. Euer Vater kam zur Einsicht, als es zu spät war. Er hatte auch seinen Körper zu Grunde gerichtet. Jetzt, nachdem er gestorben ist, läßt der Wirth uns Alles verkaufen.

Wo werden wir nun bleiben, Mutter? fragte das kleinste Kind wieder.

Die Frau konnte vor heftigem Weinen kaum antworten. Die Frage des Kindes und die durch ihre Erzählung neu erweckte Erinnerung der traurigen Vergangenheit mochten sie gleich stark aufgeregt haben.

Wir wissen es nicht, mein Kind, schluchzte sie. Heute wird unser Haus verkauft, morgen sind wir obdachlos. Morgen ist ein Anderer hier Herr, hier, wo ich Euch geboren habe, wo Ihr mir Freude gemacht, und so manchen Schmerz mit Eurer armen Mutter getheilt habt. Morgen wissen wir nicht, wo

wir unſer Haupt niederlegen werden. Ach, ich weiß es vielleicht. Ich fühle mich elender von Stunde zu Stunde. Ihr müßt Euch darauf gefaßt machen, meine lieben Kinder, Alles zu verlieren, auch mich, und dann Euch untereinander. Wenn die Erde des Kirchhofs mich deckt, wird man Euch trennen und zu fremden Menſchen bringen. O, dann wird eine ſehr ſchwere Zeit über Euch kommen. Aber bleibt immer brav, und behaltet Euch lieb unter einander.

Die Mutter und die Kinder weinten Alle ſtill.

Der Secretär hatte den Eingang des Protokolls fertig.

Jetzt kann das Vergnügen anfangen, rief die Stimme des Spaßmachers, und das Vergnügen begann mit einem lauten Lachen der Kaufliebhaber.

Die weinenden Kinder rückten näher zuſammen zu der kranken Mutter.

Da öffnete ſich leiſe eine Seitenthür, die unmittelbar aus dem Gärtchen in die Kammer führte. Ein junges Mädchen, in der Reiſekleidung der höheren Stände, trat ein. Sie trat ein, halb raſch, halb zögernd, halb verſchämt geſenkten Blickes.

Komme ich hier recht? fragte ſie. Zu der Beſitzerin dieſes Hauſes?

Die kranke Frau richtete ſich auf. Sie blickte verwundert auf die Fremde.

Die Kinder wichen eben ſo ſcheu als neugierig auf die Seite.

Man verkauft in dieſem Augenblick mein Eigenthum, antwortete die Frau.

Ich weiß es, arme Frau. Ich kenne Ihr Unglück. Könnte ich Ihnen helfen! Es iſt nur ſo wenig, was ich thun konnte. Hier, nehmen Sie. Ich habe es im Gaſthofe geſammelt, unter den anderen Fremden. Alle gaben, und doch iſt es nur ſo wenig. Ach, wäre ich doch reich.

Die Fremde, beinahe noch Kind, war mit jedem Worte, das ſie ſprach, verlegener geworden. Sie zitterte faſt, als ſie aus ihrem Taſchentuche eine Summe Geldes, die nicht unbeträchtlich zu ſein ſchien, in den Schooß der Kranken ſchüttete.

Mein liebes, gnädiges Fräulein, wie ſoll ich Ihnen danken? rief die Frau.

Sie wollte die Hand der Fremden küſſen. Dieſe zog ſich zurück.

Kinder, dankt Ihr dem Engel.

Die Kinder umringten das fremde Kind.

Die Fremde wollte auch ihnen ſich entziehen. Eine Stimme im Zimmer nebenan hielt ſie.



Bayerische Staatsbibliothek München

Dreihundert Gulden, ſprach laut die Stimme.

Die Fremde erbebte, als ſie den Ton hörte.

Das Bieten war bisher von einem fortwährenden lauten Gemurmel begleitet geweſen, das zuweilen nur einem lauten Lachen über die Späße des Secretärs Platz gemacht hatte. Bei dem Gebote der fremden Stimme entſtand auf einmal eine tiefe Stille. Alle Anweſenden in dem Zimmer ſchienen überraſcht zu ſein, vielleicht dadurch, daß plötzlich ein Fremder in die Angelegenheit und das Intereſſe der Nachbaren und Freunde ſtörend ſich einmiſchte, vielleicht auch durch das unerwartet hohe Gebot, mit welchem er ſo ſtörend ſich einmiſchte.

Den Secretär hörte man ſagen: Mein Herr, das letzte Gebot betrug zweihundert und zwanzig Gulden.

Ich hatte es gehört, antwortete mit großer Ruhe die fremde Stimme.

Und man kann hier mit einem Gulden aufbieten.

Ich weiß auch das.

Ah, ah, gehorſamer Diener. Alſo, wie Sie wollen. Gerichtsdiener, dreihundert Gulden. Habt Ihr gehört? Bietet weiter aus.

Dreihundert Gulden zum erſten, rief der Gerichtsdiener.

Alles blieb ſtill.

Dreihundert Gulden zum zweiten.

Niemand bot weiter.

Dreihundert Gulden; Niemand mehr? Dann — dreihundert Gulden, zum —.

Und Einen, rief haſtig und ingrimmig eine fette Stimme.

Der Nachbar, der dicke Wirth, ſagte das kleinſte Kind, als es die Stimme hörte.

Still, winkte die mit angehaltenem Athem lauſchende Fremde.

Dreihundert und einen Gulden bot der Gerichtsdiener aus.

Dreihundert und funfzig, fiel ſofort, aber ruhig die fremde Stimme ein.

Ein Gemurmel des Erſtaunens durchlief diesmal die Menge.

Dreihundert und — wollte der Gerichtsdiener weiter ausbieten.

Er wurde unterbrochen durch die fette Stimme des dicken Wirths.

Herr Juſtizrath, ich bin der Gläubiger. Ich habe das Recht, zu verlangen, daß fremde, in der Gemeinde nicht angeſeſſene Bieter Caution beſtellen, ehe ſie zum Weiterbieten zugelaſſen werden.

Ja, ja, ſtotterte der Juſtizrath, ſo iſt es. So iſt es, Sie fremder Herr!

Dreihundert und funfzig Gulden, erwiederte der fremde Herr, machen ja wohl ungefähr fünf und dreißig Louisd'or. Dieſe Rolle enthält fünfzig Stück. Haben Sie die Güte, zählen zu laſſen.

Man hörte das klingende Geld aufzählen, unter der wieder lautlos gewordenen Stille der Anweſenden.

Funfzig Stück, ſagte beſtätigend der Secretär.

Darf ich fragen, nahm die fremde Stimme das Wort, wie viel die Forderung dieſes Herrn beträgt, mit Zinſen und Koſten?

Etwa dreihundert Gulden, antwortete der Secretär.

Sind andere Forderungen da?

Nein.

Iſt der Verkauf noch überhaupt nothwendig, wenn vor dem gerichtlichen Zuſchlage die ganze Forderung bezahlt wird?

Keiner antwortete.

Mit den Gerichtskoſten?

Der Verkauf muß alsdann aufgehoben werden, ſagte zögernd und kleinlaut der Juſtizrath.

Sofort?

Auf der Stelle.

Die Frau bleibt unangefochtene Eigenthümerin?

Gewiß.

Die Forderung beträgt mit den Gerichtskoſten nicht über dreihundert Gulden?

Nicht mehr.

So bitte ich von den funfzig Louisd'or die Summe —

Der Herr hatte ſchon dreihundert und funfzig geboten, rief der Secretär, nicht im Tone des Spaßmachens, aber beinahe der Angſt.

Von, fuhr ruhig der Fremde fort, als wenn er die Unterbrechung gar nicht gehört hätte, von dreihundert und funfzig Gulden einzubehalten und den Reſt der Eigenthümerin des Hauſes einzuhändigen.

Laute Rufe der Verwunderung wurden in der Menge gehört.

Der Secretär aber rief noch lauter: Das geht nicht ſo. Das Geld muß vorher zu dem Amtsdepoſitorium vereinnahmt werden, und erſt von dem Amte wird es ausbezahlt.

Fordern es ſo die Geſetze?

Aber die Praxis!

Darf ich Sie um Antwort bitten, Herr Juſtizrath?

Strenge genommen — ganz ſtrenge nach den Geſetzen — ſo eigentlich — wenn der Extrahent der

Subhaſtation einwilligt, oder vielmehr ſothane Subhaſtation ausdrücklich zurücknimmt —.

Herr Wirth, ſagte die Stimme des Fremden, Ihre Forderung beträgt keinenfalls über dreihundert Gulden; wollen Sie Ihren Antrag auf den Verkauf zurücknehmen, wenn ich Ihnen dreihundert und funfzig Gulden zahle?

Ich bin es zufrieden, hörte man nach einigem Zögern den dicken Wirth antworten.

Es wurde Geld hin und her gezählt.

Die Menge verlief ſich, um das Ereigniß weiter zu verbreiten.

Es gibt doch närriſche Menſchen in der Welt, ſagte der Juſtizrath, und man konnte den Worten anhören, daß er den Kopf dazu ſchüttelte.

Narren! berichtigte ärgerlich der Secretär die Worte ſeines Vorgeſetzten.

Die Thür, die aus der Stube in die Kammer führte, öffnete ſich. Ein großer, ſchöner Mann trat in die Kammer.

Er wollte ſich der Kranken nahen.

Ein Blick auf die Fremde bannte ihn feſt.

Sie ſchon hier, Helene, Sie Engel?

Zwei Engel des Himmels! rief die Kranke.

Der fremde Mann erbleichte bei den Worten.

Engel? ſagte er unwillkürlich.

Ja, Arthur! rief die Fremde und umfing laut weinend den bebenden Mann.

Er drückte ſie an ſein Herz.

Sie riß ſich los und ſtürzte fort.

Er eilte ihr nach; der Dank der beglückten Familie folgte ihm.

## 4.

## Ein regnerischer Reisetag.

Die gewöhnlichen Touristen pflegen nicht unglücklicher zu sein, als wenn auf der Reise schlechtes Wetter sie in einem Gasthofe festhält. In einer großen Stadt können sie ihre Lage noch einigermaßen erträglich finden oder sich erträglich machen. In mittleren oder kleineren Städten können sie auch das nicht, oder wollen sie es auch oft nicht. Alle wollen nur weiter vorwärts; wenn sie ein bestimmtes Reiseziel haben, drängen sie nur diesem zu; haben sie keines, drängt die Ungeduld sie rastlos weiter ins Unbestimmte hinein. Mancher hat Grund zu dem ungeduldigen, rastlosen Vorwärtstreiben; es ist ihm nur eine bestimmte, kurze Zeit der Reise zugemessen; er will darin soviel sehen, als möglich. Das wollen auch die Anderen.

Und auch Alle ſehen das Viele nur in vielen neuen Gegenden und Menſchen. Oft kümmern die Menſchen ſie nicht einmal, und oft auch ſelbſt die Gegenden nicht; es kommt ihnen nur auf die Namen an.

Es gibt indeß auch Ausnahmen, Reiſende, die nicht blos darum reiſen, um erzählen zu können von Namen von Ländern und Städten, Völkern und Nationen, die ſie geſehen, ſondern um ſo viel möglich von dem Leben und Weſen der Schöpfung Gottes, von der Erde und den Menſchen kennen zu lernen. Sie reiſen beobachtend und denkend.

Ihnen kann dann auch der durch ſchlechtes Reiſewetter gebotene Aufenthalt in einem fremden Gaſthofe, wäre es gleich die Schenke eines elenden Dorfes, nicht zur jämmerlichen Langeweile werden, ſondern oft einen Genuß der Unterhaltung und Belehrung bieten, den ihnen das Durchſtreifen der ſchönſten Gegend im ſchönſten Reiſewetter nicht gewährt haben würde, freilich manchmal auch andere Unterhaltung.

Ein vollſtändig verunglückter Reiſetag fand, zwar nicht in einer ſchlechten Dorfſchenke, aber in dem comfortablen Gaſthofe eines kleinen Städtchens mehrere Reiſende in gezwungenem Reiſeaufenthalte beiſammen. Der Gaſthof war comfortabel eingerichtet, weil das Städtchen in einer ſchönen Gegend lag, und deshalb

von Fremden viel beſucht wurde. Von der ſchönen Gegend konnte man an jenem Tage gar nichts ſehen, nicht einmal etwas ahnen. Dichte, dunkelgraue Regenwolken bedeckten den ganzen Himmel und hingen ſo tief herunter, daß ſie auch die Berge, die in der nächſten Nähe ſich befinden mochten, einhüllten und dem Auge entzogen. Allerdings erhob ſich manchmal ein ſtarker, kalter Wind, der Wolken vor ſich herjagte. Aber er konnte nur ihre unteren Schichten erfaſſen, und nur Oeffnungen bilden, in denen man in weiterer Höhe nur noch ſchwärzere Wolken erblickte. Doch brachte er eine Wohlthat hervor, die, daß er dem Regen manchmal eine Pauſe ſetzte.

Mehrere der Reiſenden, die in dem Gaſthofe zurückgehalten wurden, hatten ſich in dem großen Speiſeſaale verſammelt. Sie befanden ſich dort in mehreren Gruppen. Zwei Herren ſpielten Picket; einer ſah ihnen zu. Zwei andere ſaßen am Fenſter und ſchauten in den grauen Himmel. Eine Familie, beſtehend aus Mann, Frau, zwei Knaben und zwei Mädchen, ſaß an einem Tiſche und frühſtückte. Die Geſichter ſämmtlicher Mitglieder dieſer Familie hatten eine große Familienähnlichkeit mit einander, ſämmtlich lange Naſen, ſchwarze, lebhafte Augen, dunklen Teint unter dunklem Haar. Man konnte ſie für

Spanier, Italiener, Südfranzosen, auch für Juden halten. Sie waren sämmtlich sehr elegant gekleidet: der Herr trug an seiner schweren goldenen Uhrkette einen kleinen Wald von goldenen Uhr- und anderen Schlüsseln, Ringen und dergleichen Sachen; die Dame hatte alle Finger mit Brillantringen bedeckt, und eine Broche auf dem etwas sehr starken Busen strotzte von Edelsteinen. Ringe an den Fingern und goldene Brochen trugen auch die kleinen Mädchen, und seine Uhr hatte jedes der vier Sprößlinge. Die Familie unterhielt sich in französischer Sprache.

In einer Ecke im Innern des Saales saßen zwei junge Damen. Ihre ernsten, nachdenklichen Gesichter zeigten, daß sie in einem eben so angelegentlichen als für sie wichtigen Gespräche begriffen waren. So war es in der That. Was kann für eine junge Dame wichtiger sein, als eine Herzens- und Heirathsangelegenheit, namentlich dann, wenn beide getrennt da sind, wenn die Heirathsangelegenheit keine Herzensangelegenheit ist, diese gleichwohl besonders für sich besteht?

Von den beiden jungen Damen war die eine augenscheinlich um mehrere Jahre älter als die andere. Vielleicht würde dies bei ihrer großen Schönheit nicht einmal bemerkbar gewesen sein, wenn nicht die, dem Alter gleich wirkende Sorge hinzugetreten wäre und

ihre unverkennbaren und kaum wieder vertilgbaren Spuren in die schönen Gesichtszüge eingegraben hätte.

Die ältere Dame hatte lebhaft zu der jungen gesprochen. Die jüngere hatte mehrere Minuten in stillem Nachdenken verharrt. Sie nahm das Wort.

Mein Verstand, sagen Sie, könne gegen Ihren Vorschlag nichts einwenden; es komme also nur darauf an, mein Herz zu prüfen.

So sagte ich. Ich setzte hinzu, daß für Ihre Entscheidung der Verstand in erster Linie stehe, das Herz aber jedenfalls nur dann eine Stimme habe, wenn es bereits von einer Neigung unauflöslich gefesselt sei.

Sie setzten aber auch hinzu, daß Sie an solche unauflösliche Fesseln des Herzens nicht glauben.

Verstehen wir uns recht, liebe Anna. Ich sagte, nie *könne* die Neigung des Herzens so stark sein, daß es einem festen Willen nicht gelinge, sie zu überwinden, und nie *dürfe* sie so stark sein, daß sie bei vorhandener, von dem Verstande anerkannter Pflicht, nicht von dem Willen beherrscht werden könne. Ich zog daraus den Schluß für meine Bitte. Ist Ihr Herz noch frei, so schenken Sie Herborn Ihre Hand. Ihr Verstand kann gegen die Partie nichts einwenden, und Ihr Herz nur dann etwas, wenn es nicht mehr

frei ist. Nur das letztere möchten Sie prüfen. Haben Sie geprüft?

Fräulein Anna erröthete.

Ihre Philosophie mag eine wahre sein, versetzte sie; aber sie ist eine sehr strenge.

Im Gegentheile, eine wohlthätige, beschützende.

Sie kann nur hervorgegangen sein aus einem durch schwere Prüfungen geleiteten Nachdenken.

Sehr wahr, Anna. Aber diese Prüfungen waren eben die Folgen von Verirrungen des Herzens, und davor bewahrt meine Philosophie; darum nannte ich sie eine wohlthätige und beschützende.

Muß denn jede Herzensneigung nothwendig eine Herzensverirrung sein?

Wenn der Verstand sie nicht billigt, ja.

Sie sind gefangen, meine Freundin, sagte Anna lächelnd. Wie viele Neigungen des Herzens werden vom Verstande gebilligt!

Die Freundin wurde ernster.

Hören Sie mich an, Anna. Wir wollen uns nicht um Sätze streiten. Lassen Sie mich Ihnen dagegen mit voller Offenheit entgegenkommen. Herborn liebte mich, ich ihn. Ich habe ein viel bewegtes Leben geführt, mit manchen Verirrungen des Herzens. Mein Herz hatte noch Feuer und Kraft übrig behalten,

um Herborn, den edelſten Mann, mit einer Liebe zu umfaſſen, von deren Gewalt ich früher keine Ahnung gehabt hatte. Gleichwohl gebot mir die Pflicht, ihm zu entſagen. Die Mittheilung der Gründe müſſen Sie mir erlaſſen. In dieſem Punkte kann ich nicht offen gegen Sie ſein. Es kommt aber auch nicht darauf an; denn die Gründe liegen nur auf meiner, nicht auf Herborns Seite. Ich habe Herborn entſagt; ich hatte dazu die Kraft, eine Kraft, die über jener Gewalt meiner Liebe ſtand.

Und Herborn?

Ich erklärte ihm, was mir die Pflicht gebot. Ich ſtellte ihm die Nothwendigkeit vor, jeden Gedanken an unſere Verbindung aufzugeben. Um ihm dies zu ermöglichen, ergriff ich ein einfaches Mittel. Ich bat ihn, zu reiſen, und um einen regelmäßigen Briefwechſel. So mußte unſere Liebe zur Freundſchaft werden. Aus ſeinen Briefen erfuhr ich, daß er das Glück gehabt hatte, auf ſeinen Reiſen Sie anzutreffen. Ihr klarer Geiſt, Ihr ſchönes Herz, Ihr heiteres Weſen hatten ihn angezogen. Bald konnte ich ohne Gefahr ihm nachreiſen. Und heute mache ich bei Ihnen ſeine Werberin.

Sind Sie ganz offen gegen mich geweſen, meine Freundin?

Bis auf den einen Punkt, ja.

Sie haben Ihren Freund nicht beredet?

Die Reihe des Erröthens war an der Frau von Winkler.

Anna, auch der edelste Mann behält seine Schwächen, die zu besiegen man ihm helfen muß.

Aber, fuhr sie fort, seien auch Sie jetzt aufrichtig gegen mich. Sie sind bisher einer Frage ausgewichen, ob Ihr Herz noch frei sei?

Die Thür des Saales öffnete sich. Ein junger Mann trat ein. Er hatte die Thür rasch aufgerissen; er warf sie mit einem Schwunge der Hand hinter sich zu, ohne sich nach ihr weiter umzusehen. Der Schlag der Thür erregte die allgemeine Aufmerksamkeit der Gäste. Den jungen Mann setzte das indeß nicht in Verlegenheit; er sah sich vielmehr mit einer übermüthigen, herausfordernden Miene in dem Saale umher.

Quelle horreur! sagte die dicke Dame mit den Ringen und Edelsteinen.

C'est insupportable, setzte ihr ältestes Töchterchen hinzu.

Der Blick des jungen Mannes hatte zugleich etwas gesucht, aber auch schnell gefunden.

Mit einem spöttischen Seitenblicke auf die Fran-

zösisch sprechende Familie ging er an dieser vorbei zu den beiden Damen in der Ecke.

Ohne Umstände wandte er sich an die Jüngere.

Endlich, Cousine Anna, habe ich das Glück, Sie zu treffen. Wenn Sie wüßten, mit welcher Ungeduld ich Ihnen gefolgt bin, überall vergeblich!

Fräulein Anna von Rudnitz war sehr verlegen geworden; sie war mehr, sie war fast ängstlich geworden. Das rohe Wesen des jungen Mannes, der sich ihr als einen Verwandten vorstellte, konnte allein die Schuld nicht tragen.

Sie stellte den jungen Mann der älteren Freundin vor.

Mein Vetter, Georg von Kronach, Helenens Bruder.

Der Vorgestellte bekümmerte sich nicht darum.

Sich kaum gegen die Freundin verbeugend, fuhr er rasch fort:

Anna, ich habe Ihnen etwas sehr Dringendes zu sagen.

Fräulein Anna hatte ihre Verlegenheit überwunden.

Ich bitte Sie, Vetter, erst meine Freundin, Frau von Winkler, zu begrüßen.

Der junge Mann wurde nicht höflicher.

Unterthäniger, ſagte er kurz, ſeine leichte Verbeugung wiederholend.

Ich bitte jetzt, Anna.

Die Frau von Winkler wollte ſich entfernen. Sie war ſchon bei dem Eintreten des jungen Mannes unruhig geworden.

Bleiben Sie, meine Freundin, und Sie, Herr Couſin, holen Sie die Antwort, die Sie von mir wollen, ſich nachher in dem Zimmer der Tante und in deren Gegenwart.

Ich habe Urſache, Sie ſchon jetzt darum zu bitten, bevor die Tante mich geſehen hat. Ich habe Ihnen eine Entdeckung zu machen, die ich meinen Briefen an Sie nicht anvertrauen durfte.

Und ich habe Urſache, Ihnen nur in Gegenwart der Tante auf Ihren Brief zu antworten.

Der Herr von Kronach beſann ſich einen Augenblick.

Zum Teufel, Anna, es geht nicht. Ich muß Sie nothwendig allein ſprechen, bevor die Tante weiß, daß ich hier bin.

Sie werden nicht.

Gnädige Frau, darf ich Sie bitten, mich ein paar Worte mit meiner Couſine ſprechen zu laſſen?

Bleiben Sie, Emma, ich bitte Sie.

Die Frau von Winkler kämpfte ſichtbar mit ſich. Ein beſſerer, kräftiger Entſchluß ſchien in ihr zu ſiegen.

Mein Herr, ſagte ſie, auch ohne die Bitte meiner Freundin würde ich jetzt hier bleiben, zu ihrem Schutze gegen ein Benehmen, zu dem auch ein verwandtſchaftliches Verhältniß Sie nicht berechtigen kann.

Die Stimme der Dame hatte den jungen Mann betroffen gemacht, dann aufmerkſam, dann nachdenkend, wie eine alte Erinnerung aufſuchend.

Anna, rief er auf einmal, die Dame Ihre Freundin?

Ja.

Und Sie, Madam, Emma heißen Sie? Emma von Winkler? Sie hatten in —?

Die Frau von Winkler ſchwankte, leichenblaß im Geſichte.

Um Gotteswillen, Emma, was iſt Ihnen? rief Anna?

Laſſen Sie mich —

Sie ſtürzte fort.

Anna wollte ihr folgen.

Der Herr von Kronach hielt ſie zurück.

Anna, kennen Sie Ihre Freundin?

Sie iſt meine Freundin!

Sie iſt eine öffentliche Dirne.

Sie ſind ein roher Böſewicht, ein Verläumder.

Anna!

Rühren Sie mich nicht an!

Sie riß ſich los und eilte der Freundin nach.

Der Herr von Kronach lachte laut hinter ihr her.

Dann ſah er ſich muſternd die Gäſte im Saale an. Die Franzöſiſch ſprechende Familie zog am meiſten ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er nahete ſich ihr, um ſie genauer zu betrachten. Die vier Sprößlinge freueten ſich augenſcheinlich darüber, daß ſie Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit waren. Die Mutter aber ſchien etwas verlegen zu werden; ſie ſah mit einer gewiſſen Beſorgniß auf die Kinder, und von dieſen faſt noch beſorgter auf den Mann.

Ah, comme on s'ennuye ici, ſagte geziert das älteſte Töchterchen.

Et comme le temps se passe lentement, ſetzte der älteſte Knabe hinzu.

Et il n'y a rien à jouer.

C'est lamentable.

Sie ſprachen flötend, wie Orgelpfeifen, auch ſo hintereinander. Der Reihe nach zog auch jedes ſeine Uhr hervor. Der älteſte Knabe ließ die ſeinige repetiren. Die Uhren der anderen mochten keine Repetiruhren ſein; neidiſche Blicke trafen den triumphirenden Bruder.

Herr Georg von Kronach trat mit einem verbindlichen Lächeln zu der Mutter der flötenden Kinder.

Allerliebſte Kinder, meine Gnädige, ſagte er. Und ſprechen ſchon ein ſo ſchönes Franzöſiſch.

Plait-il, Monsieur? fragte die Dame in einem Tone, als habe ſie ihn nicht verſtanden.

Ich ſage, meine Gnädige, daß Ihre allerliebſten Kinder recht gut ihr Franzöſiſch gelernt haben. Darf ich fragen, wo?

Die Dame wurde dunkelroth im Geſichte; ihr Auge funkelte Zorn.

Mon ami, ſagte ſie zu ihrem Manne, délivrez nous de cet importun.

Der dicke Herr wurde verlegen.

Ah, ah, Madame, Monsieur, ſtotterte er.

Der Herr von Kronach weidete ſich lachend an der Verlegenheit des Herrn und dem Zorne der Dame. Er ſah beide wechſelsweiſe mit ſeinem herausfordernſten Uebermuthe an.

Hinter ihm hatte ſich unterdeß die Thür geöffnet. Raſch war eine junge Dame eingetreten. Eben ſo raſch durchflogen ihre Blicke den Saal. Sie erblickte den Herrn von Kronach. Erröthend und mit langſamem Schritt ging ſie auf ihn zu. Es war, als wenn ſie ſchnell die ſoeben ſtattgefundene peinliche Scene errathen hätte.

Georg, ſagte ſie, halb verweiſend.

Der Herr von Kronach drehte ſich nach ihr um.

Potz Tauſend, Helene, wie haſt du dich verändert! In den wenigen Wochen! Du biſt ja ein Fräulein geworden!

Er ſprach laut, ohne ſich im geringſten darum zu bekümmern, daß alle Anweſenden auf ihn und das von der Purpurgluth der Scham übergoſſene Kind aufmerkſam wurden.

Georg, ſagte ſie, ich habe dich viel zu fragen. Folge mir zur Tante.

Ah, bah, ich habe dich noch mehr zu fragen; aber hier.

Aber Georg —

Wir bleiben hier.

Du magſt bleiben; ich gehe. Sage mir nur vorher, was die Eltern und die Schweſter machen.

Bleib, Närrin; ich habe dir viel zu erzählen; auch von ihnen. Komm.

Er führte ſie in die Ecke des Saales.

Sprich wenigſtens leiſer, Georg. — Was machen die Eltern?

Was ſollen Sie anders machen, als gewöhnlich? Die Mutter die fromme Dame und der Vater den gehorſamen Diener.

Schäme dich. Sind sie wohl?

Die Frömmigkeit schlägt gut bei ihnen an.

Ich bitte dich, Georg —.

Ich glaube, Mädchen, du bist in der kurzen Zeit auch sentimental geworden.

Du bist so roh, Bruder.

Du machtest früher diese Rohheiten gern mit.

Rohheiten nie. Aber lassen wir das. Was macht Hedwig?

Der Husarenlieutenant war wieder da. Sie hofft, Gräfin zu werden. Die Närrin! Wenn sie Geld hätte! Aber sie haben Beide nichts. Höre Helene, das bringt mich auf das, was ich dir zu sagen habe. Aber vorher sieh dir einmal diese Frankfurter Judenfamilie an.

Ich bitte dich, Georg —.

Es ist zum Kranklachen. Komm her, ich muß dir etwas erzählen.

Er nahm ihren Arm und führte sie, ihres Widerstrebens ungeachtet, in die Nähe der Familie zurück. Im Gehen erzählte er ihr mit lauter Stimme, und als wenn er ohne alle Beziehung spräche:

In Frankfurt am Main lebte ein Trödeljudenpaar. Sie hatten ihre Bude in der Judengasse. Er ging in der Stadt herum, alte Kleider einzukaufen; sie ver-

kaufte ſie im Laden. Sie hatten Glück. Sie ſetzten in die Lotterie und gewannen viel Geld. Da wurden ſie vornehme Leute. Sie haben gemiethet — die Stimme des Erzählers ahmte hier die jüdiſche Sprachweiſe nach — ein Haus auf der Zeil; ſie haben angenommen einen Franzöſiſchen Sprachmeiſter. Sie haben eine Loge im Theater. Aber dahinein geht nur die Madam mit den Kindern; und wenn ſie ſind darin, gepuzt und aufgedonnert, ſieht die Loge aus wie ein Stall, in dem ſich befinden bunte Papageien, Pfauen und Truthähne. Dann geht der Mann in die Fremdenloge und grüßt hinüber nach der Loge der Madam und läßt ſich wieder grüßen, und er ruhet nicht eher, als bis ein Fremder ihn fragt: wer iſt drüben die Dame mit den Kindern? Dann antwortet er mit ſtrahlendem Blicke und lauter, triumphirender Stimme, daß es hört die ganze Loge: Das iſt Madam —, meine Frau, und die Kinderchen, die Sie ſehen, ſind meine Kinder. Die wahre Luſt aber beginnt im Sommer. Sie gehen dann auf Reiſen, und ſprechen nur Franzöſiſch, damit ſie für Franzoſen gelten und Niemand an den Frankfurter Juden denken ſoll. Sie ſprechen zwar ein ſchauderhaftes Franzöſiſch, und der gute Papa faſt gar nichts, aber das thut der Freude keinen Eintrag.

Helene hatte vergeblich versucht, von dem rohen Menschen sich loszureißen. Sie hatte vergeblich mit leisen Worten ihn beschworen, aufzuhören. Er ließ sie nicht los, er hörte nicht auf sie. Mit Thränen in den Augen mußte sie Zeugin seines rohen Uebermuthes bleiben, wollte sie nicht der Gegenstand einer vielleicht noch unangenehmeren, lauteren Scene werden.

Die aufgeputzte Familie hatte das Ende ihrer Apologie nicht abgewartet. Auf einen befehlenden Wink der Frau hatte sie sich entfernt.

Der Herr von Kronach lachte ihr nach. Als er seine Erzählung geendet hatte, wurde er auf einmal sehr ernsthaft. Er zog seine Schwester wieder in die Ecke.

Höre jetzt, was ich dir zu sagen habe. Es ist von großer Wichtigkeit für uns Alle. Mit der reichen Erbschaft des Onkels ist es nichts. Von den Mördern ist keine Spur zu finden. Also auch nicht von dem Vermögen. Die Verbrecher werden damit längst in Amerika sein. Wir müssen uns also um so mehr des Vermögens der Tante versichern. Sie lebt nicht lange mehr —

Die Tante, Georg? Die gute Tante?

Nun, nun, falle nur nicht in Ohnmacht. Sie ist nicht mehr jung. Was will sie?

Aber wie kannſt du es auch wiſſen? Du wünſcheſt ihren Tod, du haſt ein böſes Herz, und da hoffeſt du —.

So? Du weißt es wohl beſſer, als die Aerzte?

Und was wiſſen dieſe? Was weißt du?

Ich habe ihren Arzt geſprochen. Sie leidet an einem organiſchen Fehler am Herzen. Daher ihre öfteren Beklemmungen. Sie ſelbſt ahnt ihr Uebel nicht. Es iſt unheilbar; daher ſagen ihr die Aerzte nichts davon.

Die arme Tante —.

Ei was! Sie wird einen ſanften Tod haben. Plötzlich, ehe ſie ſich deſſen verſieht, hört das Herz auf zu ſchlagen, und ſie iſt todt, ohne daß ſie es gewahr geworden iſt. Was will ſie mehr?

Und ſchon ſo bald?

Es kann noch ein halbes Jahr dauern.

Es iſt entſetzlich!

Gib das Weinen auf, und höre zu. Die Tante hat ihr Teſtament gemacht; auf meine Veranlaſſung. Damit ſie den Grund nicht ahnen ſollte, beredeten wir ſie zu der Reiſe; die Reiſe gab den Vorwand für vorherige Ordnung ihrer Angelegenheiten ab. Ihr nennt mich roh, du ſiehſt wie zartfühlend ich ſein kann. Aber weiter. Hätte ſie kein Teſtament gemacht, ſo

wäre ihr Vermögen nach dem Geſetze an zwanzig Neffen und Nichten gefallen, und Niemand hätte etwas Vernünftiges bekommen, das ſich der Mühe verlohnt hätte. Jetzt hat ſie Alles auf dich und Anna vermacht. Ja ja, an Euch Beide, laß deine dankbaren Freudenthränen nur fließen.

Das Mädchen wollte fortſtürzen.

Laß mich, du ſchlechter Menſch.

Er hielt ſie gewaltſam feſt.

Ich bin noch nicht fertig.

Ich rufe um Hülfe.

Würde dir das helfen? Aber ich bin bald zu Ende, das heißt, wenn du vernünftig biſt. Das ganze Vermögen muß bei uns bleiben. Dazu gibt es ein einfaches Mittel. Anna muß mich heirathen.

Dich? Nie.

Du biſt eine Närrin. Ich habe an Anna geſchrieben. Ich bin hier, um ihre Antwort zu holen. Ich habe ſie geſprochen. In ihrer erſten Begegnung lag ihre Antwort —

Nun? Welche?

Hat ſie dir nichts geſagt?

Gottlob! Sie hat mich nicht kränken wollen. Sie hat dich abgewieſen.

Sie wird mich abweisen, wenn du nicht meine Partie nimmst.

Nimmermehr.

Unsinn. Höre meinen kurzen, aber entschiedenen Entschluß. Wenn Anna mich nicht heirathet, so bekommt Ihr Beide nichts von dem Vermögen der Tante, keinen Pfennig.

Gleichviel. Für keine Million das Unglück meiner Freundin.

Unglück? Meine Frau zu werden?

Ich kenne kein schwereres.

Anmuthige, hochherzige Sentimentalität! Edle Selbstaufopferung! Aber hast du mich recht verstanden? Auch Anna bekommt nichts.

Zehnmal besser für sie, Bettlerin, als deine Sklavin zu sein.

Recht hübsch. Indeß noch eins, und dann besinne dich. Ich habe dir nicht blos meine Wünsche, ich habe dir auch den Willen unserer Mutter ausgesprochen.

Du lügst!

Nicht so heftig. Sie läßt dir befehlen, nach meinen Anweisungen zu handeln.

Du lügst, Bösewicht; meine eigene Mutter —

Lies.

Er übergab ihr einen Brief.

Sie las ihn. Wilde Thränen ſtürzten aus ihren Augen. Sie zerriß den Brief.

Meine Mutter —!

Sie verſuchte noch einmal, ſich loszureißen.

Er hielt ſie.

Sei vernünftig, Helene. In dieſem Zuſtande darfſt du nicht zur Tante und zur Anna. Schon um ihretwillen nicht. Was wollteſt du ihnen auch ſagen? Faſſe dich und überlege mit Ruhe. Dabei bedenke aber wohl, was ich dir ſagte. Ich ſagte dir, Ihr würdet nichts erben, wenn Anna nicht meine Frau wird. Es war keine leere Prahlerei. Ich habe die Mittel in den Händen. Ein anderes Teſtament iſt leicht gemacht. Und nun überlege.

Das junge Mädchen ergab ſich in das Unvermeidliche. Sie ſetzte ſich ſo, daß ihr weinendes Geſicht von den Anweſenden nicht geſehen werden konnte. Sie befand ſich an dem inneren Ende des großen Saales. Die übrigen Gäſte waren an dem anderen, äußeren Ende. Die Mitte war ſeit der Entfernung der Frankfurter Familie unbeſetzt. Das leiſe geführte Geſpräch der Geſchwiſter war, wenigſtens dem Anſchein nach, unbeachtet geblieben.

Das junge Mädchen verfiel bald in einen Zuſtand halben Wachens und halben Traumſchlafes. Ihr

Blick, ihr ganzer Körper war unbeweglich, wie erstarrt; sie glich dem in den Zustand des Todschlafes verzauberten Dornröschen des Mährchens.

Der Herr von Kronach ging unbefangen in dem Zimmer umher.

Der Frankfurter Herr mit dem gewaltigen Uhrgehänge trat wieder ein. Aber allein, und in einer merkwürdigen Weise. Sein Schritt war brüsk, sein Auge finster, sein Mund trotzig aufgeworfen. So schritt er in dem Saale einher. Dabei hütete er sich jedoch, in die Nähe des Herrn von Kronach zu kommen, und wenn dieser ihn ansah, so schlug er rasch die Augen nieder und ließ die Lippen hängen. Man konnte schwören, sich in der Annahme nicht zu täuschen, daß seine Frau ihn zurückgeschickt habe, um sich dem Herrn von Kronach gegenüber irgend eine Genugthuung zu verschaffen, wozu ihm jedoch der Muth fehlte.

Der Herr von Kronach sah eine Weile leise lachend seinen Bewegungen zu. Dann ging er geradewegs auf ihn los.

Der dicke Herr wurde blaß und wich zurück.

Was erschrecken Sie denn vor mir, mein Herr?

Der dicke Herr versuchte die Augen zu erheben und die Lippen aufzuwerfen.

Ah, pah, laſſen Sie das. Sie ſind eine friedfertige Haut, und nicht mehr in den Fähndrichsjahren.

Monsieur!

Potzwetter, wollen Sie noch immer dieſe einfältige franzöſiſche Rolle ſpielen?

Mais, Monsieur —.

Aber zum Teufel, lieber Herr, ſo ſprechen Sie doch Deutſch, Sie freier Reichsſtädter, ehemaliger Parlamentsſitzeinheimiſcher, und jetzt reſtaurirter Bundestagsſtadtbewohner. Schämen Sie ſich ſolchen unpatriotiſchen Gebahrens. Es hält Sie ja doch Keiner für einen Franzoſen. Wozu quälen Sie ſich denn ab mit dem Radebrechen des fremden Zeuges?

Der dicke Herr ſeufzte.

Ha, die Kruſte bricht. Soyons amis, Cinna! Wiſſen Sie, was das heißt? Wir trinken eine Flaſche Champagner zuſammen, heißt es. — Kellner, eine Flaſche Champagner.

Aber in Eis, in Eis! rief mit dem ſtärkſten Frankfurter Accent der dicke Herr dem Kellner nach.

Vortrefflich, ſehen Sie? lachte laut der Herr von Kronach.

Sie müſſen wiſſen, fuhr der Andere fort, ich trinke den Champagner nur, wenn er ſteht in Eis.

Verſteht ſich, Sie ſind ein Mann von Geſchmack.

Meine Freunde rühmen es mir nach.

Wie kamen Sie nur zu dem nichtswürdigen Franzöſiſchſprechen?

Meine Frau ſagt, es ſei der gute Ton auf Reiſen.

Es war eine dumme Laſt, die Sie ſich auflegten.

Habe ich doch geſagt daſſelbe, genau daſſelbe. Man will ſich doch gern unterhalten auf der Reiſe. Man will kennen lernen die Menſchen. Aber mit der fremden Sprache bleibt man ſtecken an allen Ecken, muß man ſitzen, wie im Gefängniß.

Der dicke Herr lebte auf.

Der Kellner hatte den Champagner gebracht. Der Herr von Kronach wollte die Flaſche entkorken.

Laſſen Sie mich das thun, rief der dicke Herr. Ich habe darin eine beſondere Force. Alle meine Freunde ſagen es.

Er entkorkte die Flaſche. Der Pfropfen flog wirklich mit einem lauten Knall bis an die Decke des Saales, zur großen Freude des dicken Herrn.

Schauen Sie, ſchauen Sie! rief er. Kellner, noch eine Flaſche, gleich noch eine. Aber von der beſten Sorte. Und auch ein Frühſtück. Ich habe geſehen Hummer, prächtigen Hummer, und Marionaiſe. Aber gleich raſch. Ich muß werden prompt bedient. Meine Gewohnheit. Der Herr erzeigen mir doch die Ehre?

Soyons amis, Cinna.

Sie ſtießen an.

Ah, ah!

Was iſt Ihnen, alter Herr?

Ah, in ſolchen kleinen Orten, auf etwas Exquiſites kann man nie rechnen.

Sie finden den Champagner ſchlecht?

Schlecht nicht, nicht ſchlecht. Aber —

Sie haben in Ihrem Keller zu Frankfurt beſſeren.

So iſt es. Gottes Wunder, und welchen?

Wenn ich nach Frankfurt komme —

Der Herr wollen mir erzeigen die Ehre?

Es wird mir eine Ehre ſein.

Der Kellner brachte das Frühſtück und die zweite Flaſche Champagner.

Sie frühſtückten und tranken tapfer.

Der dicke Herr fuhr fort:

Ich wohne in Frankfurt an der Zeil. Mein Name iſt Ellwanger. Sie dürfen nur fragen nach dem Bankier Ellwanger auf der Zeil. Es kennt mich jedes Kind dort. Und wen habe ich die Ehre, wenn Sie erlauben?

Baron Kronach.

Laſſen Sie uns anſtoßen, Herr Baron, auf unſere Bekanntſchaft.

Sie ſtießen an.

Sie erhielten eine Zuſchauerin ihrer freundſchaftlichen Beſtrebungen, an die ſie nicht gedacht hatten. Madame Ellwanger trat in die Stube. Sie blieb an der Thür ſtehen, erſt ſtarr vor Verwunderung, dann erſtarrt vom Zorn. Der Zorn röthete ihre Wangen; der Aerger erbleichte ſie. Plötzlich ſtürzte ſie auf ihren Mann los.

Est ce croyable? rief ſie.

Der Herr Ellwanger verſchluckte ſich vor Schreck an einem Stück Hummer.

Der Herr von Kronach aber erhob ſich mit großer Höflichkeit.

Sie erſtaunen, gnädige Frau, über unſere entente cordiale? Seien Sie in unſerer Mitte die Dritte.

Er küßte ihr die Hand, und bot ihr einen Stuhl.

Der Herr Baron von Kronach! ſagte der Herr Ellwanger. Ah, Herr Baron, meine Frau wird ſich freuen.

Es gibt gewiſſe Mißverſtändniſſe, ſagte die Dame, einen verſöhnten und entſchuldigenden Blick auf den Herrn von Kronach werfend.

Ja wohl, meine Gnädige. Aber edle Seelen laſſen ſich durch Mißverſtändniſſe nicht auseinander reißen. — Kellner, ein Glas für die gnädige Frau.

Ja, ja, ſtoßen wir an, Herr Baron, liebe Frau.

Die Dame ſtieß mit den beiden Herren an.

Aber ich ſehe da ſitzen in der Ecke allein die junge Dame von Ihrer Bekanntſchaft. Vielleicht ein Fräulein Schweſter?

Sie haben einen ſcharfen Geiſt, meine Gnädige.

Darf ich holen zu uns das liebe, gute Kind?

Ich bitte. Sie lieſt Briefe, die ich ihr mitgebracht habe.

Von den werthen Eltern?

Ihr klarer Verſtand flößt mir Bewunderung ein. Sie treffen immer das Richtige.

Die Dame hatte ſchon ſüß den Mund geſpitzt, um für das Compliment zu danken, als der Herr von Kronach voll Verwunderung rief:

Aber was ſehen meine Augen? Ei, meine Gnädige, jetzt werde ich Ihnen einen Genuß verſchaffen, wie Sie ihn noch nicht gehabt haben.

Hoho, das wäre viel, das iſt viel behauptet, ſagte der Herr Ellwanger.

Geben Sie Acht; achten Sie auf die Familie, die dort eintritt.

Ein ältlicher Herr und eine ältliche und eine junge Dame waren in den Saal getreten.

Kennen Sie ſie, meine Gnädige?

Ich habe nicht die Ehre, Herr Baron. Sind ſie von Ihrer Bekanntſchaft?

Allerdings kenne ich ſie. Es iſt der Fabrikenrath Chevreuil mit Frau und Tochter.

Franzoſen? fragte ſchnell, wohl etwas vorſchnell, Madame Ellwanger.

Nein, ehrliche Deutſche, das heißt, wenn der Orient in Deutſchland liegt. Seinen Namen hat er ins Franzöſiſche überſetzen laſſen.

Madame Ellwanger erröthete. Sie wollte etwas erwiedern. Ihr Gemahl ſchnitt ihr das Wort ab.

Fabrikenrath? fragte er. Hat er große Fabriken? Worin macht er?

In Theater.

Was heißt —?

Er iſt Theaterdirector.

Ah, bah!

Verſtehen Sie mich aber wohl. Das Theater gehört ihm. Er iſt ein reicher Mann.

Ah, ah!

Er weiß das aber auch. Freilich weiß er dabei nicht, daß er durch ſeine Dummheit reich geworden iſt. Er iſt ein entſetzliches Rindvieh. Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, den derben Ausdruck in Ihrer zarten Gegenwart.

O, ich bitte —.

Und da hält er ſich, ſprach mit wichtiger Miene der Herr Ellwanger, wohl für recht geſcheut; denn, Sie wiſſen, Herr Baron, die dümmſten Menſchen thun glauben, ſie ſeien die klügſten.

Eine weiſe Bemerkung, mein Verehrter. Er kann nicht einmal ſchreiben, ja nicht einmal leſen.

Gotts Wunder! Und iſt Rath? Fabrikenrath?

Und Director, Theaterdirector. Seiner Dummheit gleicht nur ſein Hochmuth. Sie ſehen beide in ſeinem Geſichte; ſehen Sie ſich zum Beiſpiel nur dieſe eingedrückte Stirn und dieſe aufgeworfene Naſe an. Und wie ſtolzirte er in den Saal hinein. Er ſchritt voraus, die Damen mußten ihm folgen. Und ſehen Sie, wie er ſich in die Bruſt wirft, und mit welchem verächtlichen Blicke er hier Alles muſtert. Nichts iſt ihm hier gut genug. Mit nichts wird er zufrieden ſein. Sie, meine Gnädige, und Sie, Herr Ellwanger, gehören doch der erſten Geſellſchaft einer großen Stadt an, und Sie haben hier vorlieb genommen —.

Man muß haben Nachſicht.

Sehr wahr. Aber geben Sie Acht. Hören Sie, hören Sie.

Der Fabrikenrath war mit ſeiner Familie in der That ſo eingetreten, wie der Herr von Kronach ſeiner

Gesellschaft bezeichnet hatte. Er setzte sich geräuschvoll an einen Tisch, sah sich noch einmal geringschätzig in dem ganzen Saale um und rief dann mit einer befehlenden, kreischenden Stimme:

Kellner!

Ein Kellner sprang zu ihm.

Was befehlen Sie?

Wann wird zu Mittag gespeist?

Um zwei Uhr.

Nichts hier vornehm. Um zwei Uhr schon? Was soll man denn jetzt noch frühstücken?

Der Kellner überreichte ihm die Frühstückskarte.

Was ist das?

Die Frühstückskarte.

Ah so!

Der Fabrikenrath vertiefte sich mit wichtiger Miene in das Studium der Karte.

Seine Frau und Tochter waren schon vorher zu den an den Wänden hängenden Kupferstichen getreten.

Haben Sie schon befohlen? fragte der Kellner drängend.

Der Fabrikenrath sah etwas verlegen nach Frau und Tochter, und vertiefte sich dann wieder in die Speisekarte.

Darf ich bitten, mein Herr, sagte der Kellner;

die anderen Herrſchaften, die beſtellt haben, warten ſchon.

Der Fabrikenrath ſah wieder nach Frau und Tochter hin; ſie hatten gerade im Augenblicke vorher den Saal verlaſſen. Er wurde verlegener. Er blickte bald in die Karte, bald nach der Thür. Auf einmal faßte er ſich ein Herz.

Bringen Sie uns zum Frühſtück das da, dieſe drei Gerichte da.

Er zeigte auf die drei zuerſt auf der Karte verzeichneten Speiſen.

Der Kellner ſah ihn erſtaunt an.

Alle drei, mein Herr?

Verſtehen Sie kein Deutſch?

Ah, von jedem eine Portion?

Was? Von jedem drei Portionen. Ich bin kein Lump.

Aber, mein Herr —.

Beſtelle Er!

Der Kellner ging kopfſchüttelnd.

Auch der Fabrikenrath ſchüttelte den Kopf.

Kurioſe Wirthſchaft hier. Anderswo machen ſie verdrießliche Geſichter, wenn man nur eine Portion beſtellt; hier verwundern ſie ſich, wenn ich drei beſtelle.

Das Geſicht des Herrn von Kronach verklärte ſich.

Das wird ein köſtlicher Spaß werden, flüſterte er ſeinen Nachbaren zu. Ich ſagte Ihnen, daß er nicht leſen kann. Er wollte das den Kellner nicht merken laſſen. Da zeigte er denn auf gut Glück in die Karte. Ich bin begierig, was der Zufall ihm ausgeſucht hat.

Die beiden Damen des Fabrikenraths kehrten in den Saal zurück. Hinter ihnen der Kellner. Er trug auf einer Tablette neun große Taſſen Bouillon, drei mit weißer, drei mit brauner, drei mit Bouillon mit Ei. Er ſetzte ſie auf den Tiſch des Fabrikenraths.

Na, nu, was ſoll denn das? rief dieſer verwundert.

Sie haben ſo befohlen.

Was, ich?

Gewiß, mein Herr! Sie haben auf dieſe drei erſten Gerichte der Karte gezeigt; es ſind die drei diverſen Suppen —.

Und Sie ſind ein Eſel.

Der Herr von Kronach ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf, von dem der Saal erzitterte.

Der Fabrikenrath warf ihm einen wüthenden Blick zu. Die Damen erſtarrten faſt vor Verlegenheit.

Mit dem muß ich weiter anbinden, ſagte der

Herr von Kronach. Er muß uns noch mehr Vergnügen machen.

Er ſtand auf und ging zu dem Tiſch des Fabrikenraths.

Mein Herr, ſagte er in verbindlichem Tone, ich würde bedauern, wenn Sie mein Lachen eben mißdeutet hätten. Es galt keineswegs Ihnen —

Mein Herr, unterbrach ihn die Frau des Fabrikenraths, nicht ohne eine gewiſſe Würde, ich weiß nicht, ob Sie ein Gefühl dafür haben, daß Sie durch dieſe Entſchuldigung beleidigen. Oder iſt es Ihre Abſicht, Unart auf Unart zu häufen?

Ich habe das Unglück, mißkannt zu werden. Ich verſichere Sie, gnädige Frau —

Wir bedürfen Ihrer Verſicherung nicht.

Sie glauben mir ohne dieſe? Ich bin erfreut.

Die Dame antwortete ihm nicht.

Er fuhr fort, ſich an den Fabrikenrath wendend.

Der Herr Fabrikenrath ſind wahrſcheinlich auf einer Kunſtreiſe begriffen?

Der Fabrikenrath ſah eben ſo verwundert wie vergnügt auf. Sein Groll war ſchnell vergeſſen.

Der Herr kennen mich? Darf ich fragen —?

Ich bin der Baron Kronach, der ſich ſehr freut,

die Bekanntſchaft eines ſo berühmten Kenners und Beſchützers der Kunſt zu machen.

Sehr obligirt, ſehr obligirt, Herr Baron.

Die Frau des Fabrikenraths ſah den Eindringling zweifelhaft an. Die hübſche Tochter ſpielte mit ihren blonden Locken; ſie ſah etwas einfältig aus.

Ihre Reiſen, ſprach der Herr von Kronach weiter, müſſen ſehr lohnend für Sie ſein. Nicht nur, daß Sie die erſten Künſtler und Künſtlerinnen von ganz Deutſchland kennen lernen; alle bemühen ſich auch, die Blüthe und den Glanz ihrer Kunſt vor Ihnen zu entfalten, um ſich des Glücks, an Ihrer berühmten Bühne zu wirken, würdig zu zeigen.

Ja, ja, ſie wollen alle bei mir angeſtellt werden; die erſten Damen und Herren, Herr Baron. Aber man hat mit ihnen große Laſt, große Noth. Jeder hält ſich für den erſten. Sie machen enorme Forderungen, ganz enorme, an Gage, an Spielgeldern, an Garderobegeldern, an Penſionen, was weiß ich. Und immer nur auf feſten Contract, am liebſten lebenslänglich. Und hat man ſie, ſo werden ſie capriciös, zum Exceß, ſage ich Ihnen, Herr Baron. Es iſt nicht auszuhalten.

Es iſt wahr, Sie haben manche Mühe und Beſchwerde. Aber wie lohnend auch das Gefühl,

einem gebildeten Publikum jeden Abend den herrlichsten Kunstgenuß zu verschaffen.

Und dem Hofe. Vergessen Sie den Hof nicht. Aber dennoch geht das Geschäft jetzt schlecht. Es ist nichts mehr zu verdienen. Seit acht und vierzig hat sich Vieles verändert. Der Hof schränkt sich ein. Der Adel auch. Man fürchtet eine neue Revolution. Das Volk macht Politik.

Ja, es ist eine schlimme Zeit.

Und Alles wird theurer. Wo soll das nur hinaus. Ich war vor Kurzem in Wien. Ich komme alle Jahre hin. In Wien bilden sich vortreffliche Künstler —

Deren Bildung Sie bei Ihrem Theater so trefflich zu benutzen wissen.

Ich schmeichle mir. Aber lassen Sie sich erzählen. So theuer wie jetzt habe ich es noch nie in Wien gefunden. Alles war theurer geworden, selbst das Rindfleisch.

Während Sie da waren?

Während ich da war.

Das Rindfleisch? Während Sie da waren?

Ich versichere Sie.

Diesmal lachten der Bankier Ellwanger und Gattin laut auf.

Die Gattin des Fabrikenraths aber wurde dunkelroth vor Zorn.

Antworte dem Menschen nicht mehr, befahl sie ihrem Manne.

Aber warum —?

Merkst du denn seine Unverschämtheit nicht? Und Sie, mein Herr, verlassen Sie uns.

Ich begreife nicht, meine Gnädige, wie diese harmlose Unterhaltung über die Kunst, und freilich auch über den Preis des Rindfleisches, Ihren Zorn so erregen kann. Darf ich fragen, werther Herr Fabrikenrath, wie das Verhältniß des Preises des Rindfleisches zu dem einer Prima Donna war?

Meinen Sie einer ersten Prima Donna? fragte der Fabrikenrath.

Die Frau aber sagte:

Mein Herr, wenn Sie nicht auf der Stelle gehen, so werde ich den Hausknecht rufen lassen.

Ah, Madame, Sie engagiren die veritablen Hausknechte, wie es scheint.

Der Herr von Kronach kehrte zu seiner Gesellschaft zurück.

Ein köstlicher Spaß! sagte Madame Ellwanger.

Ja, ja, setzte Herr Ellwanger hinzu. Was man doch kann sich täuschen. Ich habe geärgert mich schwer

über das ſchlechte Wetter, und daß wir mußten bleiben in dieſem kleinen Orte den ganzen Tag. Ich hatte gefürchtet große Langeweile. Und jetzt amuſire ich mich hier beſſer, als in der Paulskirche, wenn haben geredet der Robert Blum und der Fürſt Lichnowski, die beide ſind fuſilirt worden.

Sie finden alſo in der That, daß Sie ſich hier amuſiren?

Vortrefflich, vortrefflich.

So laſſen Sie uns anſtoßen auf unſer Amuſement.

Ein herrlicher Gedanke.

Sie ſtießen an.

Das ſchlechte Wetter hatte dem Saale neue Gäſte zugeführt. Es waren ein leidend ausſehender Mann, eine große, ſchöne Frau, und ein junges Mädchen. Der Mann durchſchritt heftig den Saal, mit dem verdrießlichſten und mürriſcheſten Geſichte von der Welt. Ohne ſich rechts oder links umzuſehen, ging er auf ein, in der Mitte des Zimmers an der Wand ſtehendes Sopha zu, auf das er ſich der Länge nach hinwarf; ſelbſt die beſtiefelten Füße zog er hinauf. Die große, ſchöne Frau folgte ihm mit einem halb bekümmerten, halb verlegenen Blicke. Das junge Mädchen folgte etwas gedrückt den Beiden.

Der Mann ſtierte eine Weile die Decke des Zimmers an. Dann hauchte er mit kranker Stimme: Kaffee!

Du haſt ſchon drei Taſſen getrunken, erwiederte ihm beſorgt die Frau. Wird er dich nicht zu ſehr aufregen?

Kaffee! wiederholte der Mann ärgerlich.

Die Frau ſtand ſeufzend auf.

Bleib! befahl der Mann.

Ich werde dir den Kaffee beſtellen.

Iſt kein Kellner da? Welche nichtswürdige Wirthſchaft!

Er iſt da. Aber ich bin in Verlegenheit —

Nun?

Wollteſt du nicht die Füße von dem Sopha nehmen?

Das war es? Mag man es auf die Rechnung ſetzen.

Aber die Fremden?

Es gefällt mir ſo. — Kaffee!

Die Frau ſtand auf und beſtellte bei dem Kellner den Kaffee.

Der Mann ſtierte wieder die Decke an.

Die Frau ſagte leiſe zu dem jungen Mädchen:

Ach, möge der Himmel dich davor bewahren, ein Genie zum Manne zu bekommen.

Kennen Sie den Fremden? fragte der Herr von Kronach den Herrn Ellwanger.

Er ſcheint ein verzogener Narr zu ſein.

Aber er iſt ein berühmter Mann.

Iſt er geweſen in Frankfurt, ſo kenne ich ihn.

Er iſt der berühmte —.

Was? Der berühmte —?

Ich verſichere Sie.

Sie kennen ihn? Stellen Sie mich ihm vor. Ich muß kennen lernen den berühmten Mann.

Ich auch, ich auch! rief Madame Ellwanger.

Den berühmten Mann, der macht eine Revolution in ſeiner Kunſt, den berühmten —

Der Fabrikenrath war durch den Enthuſiasmus des Herrn und der Madame Ellwanger aufmerkſam geworden. Er ſprang auf, um zu dem Tiſche zu gehen, an welchem der Herr von Kronach ſaß.

Seine Frau hielt ihn am Rocke zurück.

Wohin willſt du?

Ich höre ſprechen von dem berühmten —.

Und was willſt du bei jenem frechen Menſchen da?

Ich muß wiſſen, wo iſt der berühmte Mann, der große Künſtler?

Danach willſt du den Menſchen fragen?

Ich frage den Teufel danach. Ich bin auch ein berühmter Mann, ein Beschützer der Kunst und der Künstler.

Er riß sich los.

Verzeihen Sie, mein Herr, wo ist der berühmte Mann, der große Künstler?

Wollen Sie ihn auch taxiren nach Rindfleisch und Schweinefleisch?

Machen Sie keinen Spaß! Ist es jener Herr mit den Beinen auf dem Sopha?

Hören Sie, Fabrikenrath, ich bitte Sie um Verzeihung.

Weshalb? Weshalb bitten der Herr mich um Verzeihung

Ich habe Ihnen Unrecht gethan mit dem Rindfleisch. Ich sehe, Sie haben einen scharfen Verstand, eine feine Beobachtungsgabe. Wer anders als ein tapferer Fähnrich oder ein großer Künstler könnte so die Beine auf das Sopha legen?

Also er ist es?

Er ist es.

Der berühmte Mann lag noch auf dem Sopha; er blickte auch noch zu der Decke hinauf. Aber er lag nicht mehr still, und seine Augen waren nicht mehr stier und glanzlos. Der Kaffee hatte auf ihn

gewirkt. Er trommelte mit den Fingern auf Tiſch und Sophalehnen, und ſtieß mit den Füßen gegen das Ende des Sophas. Dabei flogen ſeine Augen wild an der Decke umher. Stoßen und Trommeln machten ein großes Geräuſch.

Das iſt ja heute ein Heidenſcandal hier, ſagte verdrießlich einer der Piketſpieler.

Die Unverſchämtheit ſcheint heute ihren Thron hier aufgeſchlagen zu haben, bemerkte ein Anderer.

Der Fabrikenrath war zu dem berühmten Mann auf dem Sopha gegangen. Er nahete ſich ihm faſt demüthig.

Ich habe die Ehre, den berühmten — vor mir zu ſehen.

Ja, antwortete der berühmte Mann, heftiger trommelnd und ſtoßend.

Ohne Zweifel die Frau Gemahlin des berühmten Mannes?

Ja.

Und doch nicht ſchon dero Fräulein Tochter?

Scheren Sie ſich zum Teufel!

Ich bin der Fabrikenrath Chevreuil.

Meinetwegen.

Ich liebe die Kunſt. Ich bete ſie an. Ich verehre die großen Künſtler.

Scheren Sie sich zum Teufel!

Ich habe eine wahre Anbetung für die Herren der Kunst.

So stören Sie mich nicht weiter. Sie sehen, ich arbeite.

Der Herr arbeiten? Gotts Wunder! So sehe ich doch, wie arbeitet ein großer Mann. Es ist bewunderungswürdig. Aber apropos, kennen der Herr die berühmte —?

Eine eitle Thörin, die nichts versteht.

Aber den verdienstvollen —?

Ein eingebildeter Narr.

Aber den großen —?

Groß? Herr, jetzt marschiren Sie auf der Stelle, oder ich ohrfeige Sie.

Der ist noch gröber als ich! rief laut auflachend der Herr von Kronach.

Das weiß Gott, sagte einer der Piketspieler.

Es wäre doch die Frage, bemerkte der andere.

Was sind denn das für naseweise Burschen? rief der Herr von Kronach, die Worte hörend, mit einem verächtlichen Blicke nach den Spielenden.

Die beiden Piketspieler sprangen zornig auf.

Herr, Sie haben den ganzen Morgen die Gesellschaft mißhandelt.

Warum hat die Gesellschaft es sich gefallen lassen?

Sie wird es sich nicht ferner gefallen lassen.

Und?

Verlassen Sie den Saal.

Sie sind wohl närrisch geworden?

Auf der Stelle, Herr.

In den Saal war mit raschen Schritten ein Herr eingetreten. Er schien mit schnellem Blick zu gewahren, um was es sich handle. Er nahete sich dem Herrn von Kronach.

Sie sind der Herr von Kronach?

Die Frage lautet wie eine Herausforderung, antwortete keck der Gefragte. Aber je mehr, desto besser. Ja, mein Herr, ich heiße Kronach; und wem habe ich die Ehre zu antworten?

Ich heiße Herborn. Sie haben eine Dame beleidigt —

Ah, der Ritter der sauberen Emma — der gnädigen Frau von Winkler —

Mein Herr, Sie werden mir Genugthuung geben.

Ihnen?

Mir.

Herborn heißen Sie, oder von Herborn?

Herborn.

Mein Herr, das Duell iſt eine berechtigte Ehrenſitte nur für den Adel.

Hinaus mit dem Burſchen! riefen die Piketſpieler. Der Grobian hat nicht einmal Muth.

Muth gegen zehn ſolche Jammerburſchen! rief der Herr von Kronach.

Die Kellner verließen zitternd den Saal.

Meine Herren! riefen die Piketſpieler dem Herrn Ellwanger und dem Fabrikenrathe zu, machen Sie gemeinſchaftliche Sache mit uns. Sie gerade ſind es, die der freche Menſch beleidigt und mißhandelt hat.

Gewiß, gewiß! rief eifrig die Frau des Fabrikenraths.

So iſt es! rief ihr die Madame Ellwanger nach.

Man darf es nicht laſſen auf ſich ſitzen, rief, ſich in Rage werfend, der Herr Ellwanger.

Frech war er, bemerkte der Fabrikenrath.

Beide geſellten ſich zu den Feinden des Herrn von Kronach.

Hinaus mit ihm; hinaus mit dem frechen Burſchen!

Wer wagt es, mich anzurühren?

Der laute, ſchreiende Streit erweckte Helene von Kronach aus ihrem todtenähnlichen Traumſchlafe. Sie ſtürzte auf den umringten, bedroheten Bruder zu. Sie brach ſich Bahn durch die Umringenden, Drohenden.

Sehe Einer das freche Geschöpf! rief Madame Ellwanger.

Das liebe, gute Kind, meine Gnädigste? höhnte der Herr von Kronach.

Madame Ellwanger wurde beschämt und deshalb wüthend. Sie riß Helene roh von dem Bruder zurück.

Das weckte die Wuth des Bruders.

Alte Judenvettel, rief er, indem er der Madame Ellwanger eine Ohrfeige gab, daß sie zurückflog.

Aron, du leidest das? schrie die Madame Ellwanger.

Herr, Herr! rief der Herr Ellwanger, zurückweichend.

Du rächest mich nicht, Aron? Du rächest nicht meine beschimpfte Ehre?

Wer möchte die Ehre beschimpfen wollen! lachte der Herr von Kronach.

Der Herr Ellwanger, der Fabrikenrath, die beiden Spielenden, ihr Gesellschafter drangen auf den Herrn von Kronach ein.

Helene wollte sich bittend dem Herrn Herborn nahen, als plötzlich in Reisekleidern, von dem Regen noch durchnäßt, ein Fremder in das Zimmer trat. Das Geräusch des Streites schien den so eben Eingetroffenen in den Saal gelockt zu haben.

Helene ſah ihn. Sie flog auf ihn zu.

Sir Arthur, Sie hier!

Helene! Ich mußte wieder bei Ihnen ſein.

Retten Sie meinen Bruder.

Ihr Bruder hier?

Dort, dort, man will ihn mißhandeln. Retten Sie ihn.

Sir Arthur ging raſch und entſchloſſen vor.

Meine Herren, ich fordere Sie ſämmtlich auf, den Streit, den Sie haben, als Ehrenmänner auszumachen.

Sein Weſen ſchien Allen zu imponiren. Die Umringenden und Drohenden traten zurück.

Der Herr von Kronach ſah ſich verwundert um.

Helene nahete ſich wieder dem Engländer. Ihr Auge glänzte, ihr bleiches Geſicht war von einer lebhaften Röthe durchzogen. Sie reichte ihm ihre beiden Hände.

Er drückte ſie.

O, Sir Arthur, wie freue ich mich, Sie wiederzuſehen.

Gute Helene!

Die Thür des Saales öffnete ſich. Die Frau von Winkler trat ein. Sie ſah den Engländer, ſie ſah ſeine und Helenens verſchlungene Hände. Leichenblaß ſtürzte ſie auf das Paar zu.

Um Gotteswillen, Helene, rief ſie.

Sie riß das Mädchen von dem Fremden los, wie man ein Kind von einer Schlange fortreißt, die ihre giftige Zunge nach ihm ausſtreckt.

Der Fremde hörte die Stimme, er ſah das leichenblaſſe Geſicht, aus dem ein vernichtender Blick ihn anſtarrte.

Er flog entſetzt zurück, nicht als wenn er die giftige Natter ſei, ſondern als wenn er ſie drohend vor ſich ſehe.

## 5.

## Das ſtille Thal.

Wenn man von hohem Berge in ein freundliches, ſtilles Thal zu ſeinen Füßen herabblickt, ſo fühlt man faſt mit jedem Athemzuge mehr und mehr einen freundlichen, ſtillen Frieden in ſeine Bruſt einziehen. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß man in die Wohnung des Friedens hinabblicke; dadurch wird das Gefühl des eigenen Friedens in unſerem Innern erzeugt. Freilich oft nur für Augenblicke; der Sturm, der unſere Bruſt bewegt, der innere Herzensgram, der den Sturm hervorgerufen hat, kehrt nur zu bald zurück, und er macht ſich um ſo heftiger, um ſo empfindlicher geltend, je größer der Contraſt jenes ſtillen Friedens iſt, der rings umher herrſcht. Noch öfter aber wie groß iſt die Täuſchung, daß man

in die Wohnung des Friedens hinabblicke. Auch in dem freundlichen, ſtillen Thale wohnt nur ſelten der Friede; deſto häufiger haben auch hier Begierden und Leidenſchaften ihren Sitz aufgeſchlagen mit ihrem ganzen Gefolge von Unfrieden, Streit und Kampf, von Gram über ein verlorenes, von Verzweiflung über ein vernichtetes Leben. —

Rings von Bergen umſchloſſen lag ein überaus anmuthiges Thal, oder vielmehr eine Schlucht, ſo klein und ſchmal und eng war der Raum, den die Berge umſchloſſen. Ein ſchmaler Pfad führte zwiſchen Felſen, die beinahe einander berührten, hinein. Der erſte Blick, wenn man aus den Felſen heraustrat, fiel auf ein kleines, freundliches Haus, das mitten in einem Gärtchen lag. Das Haus war weiß, die Fenſter mit grünen Jalouſieen verſehen, das Dach mit rothen Ziegeln gedeckt. Das Gärtchen hatte Gemüſebeete, neben Blumenbeeten und Raſenplätzen; an den Wegen ſtanden Obſtbäume, reich bedeckt mit rothen Aepfeln und gelben Birnen. Spaliere von Weinreben erhoben ſich neben Lauben an dem Hauſe hinan, deſſen ſüdliche Wand ſie zwiſchen den Fenſtern bedeckten, an das Dach hinaufrankend.

Zur Seite des Hauſes befand ſich ein anſehnlicher Teich, mit einem hellgrünen und ſo klaren Waſſer,

daß man, wie durch nichts gehindert, die Steinchen, die Muſcheln und die Sandkörner unten auf dem tiefen Grunde erkennen konnte. Er erſtreckte ſich bis an die Berge, die das Thal umſchloſſen; die unterſten Bäume des Berges ſpiegelten ſich in dem Waſſer. Ein kleiner Nachen lag am Ufer.

In einiger Entfernung hinter dieſer freundlichen Beſitzung lag ein zweites, kleineres Haus, von wenigeren Obſtbäumen umgeben, nebenan ein kleineres Gärtchen, das Haus ſelbſt weniger freundlich, weniger wohlhabend. Es ſchien einem kleinen Handwerker zu gehören; das Schnarren eines Webeſtuhls, das man vernahm, wenn man an den niedrigen Fenſtern vorbeiging, zeigte einen Weber an.

Vor dem anmuthigen, weißen Hauſe ſaßen in einer Laube von Weinreben zwei Frauen. Sie ſaßen mitten in dem Frieden des ſtillen Thales; unter den dichten, breiten Blättern der Weinrebe, die die heißen Strahlen der Sonne des Herbſtnachmittags von ihnen abhielten; unter den vollen Trauben, die in den Sonnenſtrahlen der Reife entgegen glüheten; in der ſtillen Luft, die kein Blatt über oder neben ihnen zu bewegen vermochte. Nur durch das Laubwerk auf den hohen Bergen, die das Thal umgaben, ſtrich zuweilen ein leiſer Windzug, der ſeine angenehme Friſche bis in

die Tiefe des Thales hineinverbreitete. Ein Geräuſch irgend einer Art war in dem Thale nicht zu vernehmen; ſelbſt der Webeſtuhl in der Nachbarſchaft ſchien zu ruhen; ſein fleißiger Arbeiter war vielleicht mit einer Arbeit für die Hauswirthſchaft beſchäftigt. Die Stille wurde nur zuweilen durch den Laut eines Vogels in dem Buſchwerk der Berge unterbrochen.

In dem Inneren der beiden Frauen in der Laube ſchien nicht der Friede der ſie umgebenden Natur zu herrſchen. Nicht heftige Begierden und Leidenſchaften waren es, was den Frieden ihres Herzens ſtörte; aber ein tiefer Gram laſtete offenbar auf den Herzen beider. Die Eine, eine feine, ſchwächliche Geſtalt, ſchien von den ſchweren Leiden ſchon beinahe aufgezehrt zu ſein; die bleiche Geſichtsfarbe, das erloſchene Auge, der faſt mühſam ſich aufrechthaltende Körper zeigten es an. Die Andere war von kräftigerem Bau, von friſcherer Farbe; deſto mehr zeigte der gleich gramvolle und unruhige Blick ihres Auges den Gram und die Unruhe ihres Inneren an. Jene trug die Tracht der Städterinnen, dieſe trug ländliche Kleidung.

Ich begreife deine Unruhe, liebe Elſe, ſagte die Frau in der Kleidung der Städterinnen.

Es iſt heute, erwiederte die Andere, der dritte Tag, daß ich ihn erwarte.

Und er hatte feſt verſprochen, zu kommen?

Sie wiſſen es ja, Madame. Heute iſt der dritte und letzte Tag, an dem er zurückkehren wollte.

Wir brauchen gleichwohl noch immer nicht anzunehmen, daß ihm ein Unglück begegnet ſei.

Es iſt mir ſo ſchwer auf dem Herzen.

Meine gute Elſe, mir iſt es immer ſchwer auf dem Herzen; wenn das jedesmal ein Unglück bedeuten ſollte —.

Ach, liebe Madame, und ſind Sie nicht immer unglücklich, recht unglücklich?

Du haſt Recht; aber wäreſt du es minder?

Ich weiß es nicht. Sie kennen das Leid, das mich drückt. Ich kenne Ihren Kummer nicht.

Ich darf ihn dir nicht mittheilen, meine Gute, wie ſehr es mich auch oft drängt, mein Herz an deinem treuen, braven Herzen auszuſchütten. Es würde mir mein Herz erleichtern. Ich weiß es. Schon die Freude, wenn der Menſch ſie für ſich allein behalten muß, wenn er ſie Niemandem mittheilen kann, drückt ihn, oft unerträglich, daß ſie ihm zur Laſt, zur Qual wird; wie viel ſchwerer liegt das Leid, das Unglück auf ihm, das er Niemandem entdecken kann. Dennoch darf ich, kann ich mein Leid, mein Elend Niemandem entdecken, auch dir nicht, wie ſicher es in deinem treuen Buſen verſchloſſen ſein würde.

Ich wollte Ihnen keinen Vorwurf machen, liebe Madame.

Ich weiß es. Ich hatte ja schon vorher, ehe du dein Herz mir eröffnetest, dir gesagt, daß ich mit gleichem Vertrauen dir nicht entgegen kommen könne.

Es ist immer ein und derselbe Gedanke, der mir so schwer auf dem Herzen drückt. Die Sorge, die Angst der Entdeckung.

Gerade diese Angst halte ich am wenigsten begründet. Wir würden eine Entdeckung in den Zeitungen gelesen haben. Wir lesen die Blätter aus deiner Heimath.

Wir haben sie seit acht Tagen nicht erhalten.

Spätestens die nächste Stunde muß sie uns bringen.

Ich wollte, sie brächte mir ihn.

Du Glückliche.

Glücklich? Ich?

Du kannst dich nach ihm sehnen, nach ihm, den dein Herz liebt, dessen Namen du trägst, nach dem Vater deines Kindes. Du kannst dich auf ihn freuen —

Ach, nur mit zitterndem Herzen.

Gleichviel; du kannst ihn mit deinen Armen umfangen, du kannst dein Herz ihm entgegentragen, deine Liebe, deine Sehnsucht. O, du bist wohl sehr glücklich.

Du ſiehſt in ihm nur einen Unglücklichen, keinen Verbrecher, der für immer verloren, der deiner unwürdig wäre, den du nur verachten, den du nicht einmal bemitleiden könnteſt.

Nein, nein, Madame. Meinen armen Martin hat ein ſchweres Unglück betroffen, ein ſo ſchweres, daß er vielleicht auf die Gnade der Menſchen nicht mehr hoffen kann. Aber er iſt immer ein braver Menſch und die Gnade Gottes, ſo hoffe ich, und mein Herz, das weiß ich, bleiben ihm.

O, wie ſehr glücklich biſt du, meine Liebe.

Ein junger Burſch kam näher in dem Pfade, der zwiſchen den Felſen in die Schlucht führte. Die ſuchenden Augen der beiden Frauen hatten ihn entdeckt, in dem Augenblicke, als er in dem ſchmalen Pfade ſichtbar wurde.

Eine vorläufige Beruhigung bekommen wir da ſchon, ſagte die Frau in der ſtädtiſchen Kleidung. Nicht du allein. Auch ich.

Ich habe es bemerkt. Auch Sie ſuchen jedesmal in den Zeitungen.

Und mit größerem Eifer als du. Ich ſuche Leben oder Tod darin.

O, Madame, würde ich das überleben können, wenn ich darin fände, daß ſie meinen armen

Martin ergriffen und als einen Mörder verurtheilt hätten?

Und ich? ſeufzte die Andere.

Der Burſch legte ein Packet Zeitungen auf den Tiſch, der vor den beiden Frauen in der Laube ſtand, und entfernte ſich wieder. Das Packet enthielt eine Wochenlieferung verſchiedener Zeitungen.

Die Frau in der ſtädtiſchen Kleidung ergriff mit Haſt das Packet. Sie ſuchte ſchnell einzelne Blätter aus, die ſie der Geſellſchafterin reichte; die anderen behielt ſie für ſich. Beide durchflogen mit eben ſo großer Spannung als Haſt die Blätter. Sie vertieften ſich ſo ſehr in dieſe, daß ſie ein ziemlich lautes Geräuſch kaum bemerkten, das ſich nicht weit von ihnen erhob.

Ein blaſſer, zart gebauter junger Menſch kam mit zwei kleinen Mädchen, in dem Alter von ungefähr drei bis vier Jahren aus dem Hauſe. Der junge Menſch führte an jeder Hand eines der beiden Kinder. Sein Blick ruhete auf beiden mit gleicher, faſt ängſtlicher Aufmerkſamkeit. Die Kinder, Bilder der Geſundheit und Fröhlichkeit, ſprangen und lachten und jubelten. Beide trugen Kränze von den bunten Blumen des Herbſtes in den Locken. Sie ſchienen zu wiſſen, wie ſchön ſie in den Kränzen ausſahen. Sie wiegten die Köpfchen

und die Locken und die Kränze, mit jener vollen, unnachahmlichen Koketterie, die ſchon in dem Mädchen von drei Jahren ſo echt weiblich und ſo unübertrefflich liebenswürdig iſt.

Sie ſahen die beiden leſenden Frauen in der Laube. Sie zogen den jungen Mann in die Laube.

Mutter, ich bin ſchön, ſagte das größte der Kinder, das nur um Weniges größer war, als das andere.

Mutter, ich auch, ich auch! rief das kleinere.

Du biſt ſchön, meine Suſanna! antwortete dem größeren Kinde die Frau in der ſtädtiſchen Kleidung.

Ja ja, auch du, mein Gretchen, ſagte die andere Frau dem kleineren Kinde.

Die beiden Frauen hatten nur einen flüchtigen Blick für die freundlichen Kinder; ſie laſen weiter in den Zeitungen.

Die Kinder zogen ihren Führer tiefer in den Garten hinein, zwiſchen den Beeten hindurch, unter den Bäumen, über den Raſen hinweg, immer plaudernd, immer lachend, immer jubelnd. Sie kamen zu dem Ufer des Teiches, zu dem Nachen, der dort an einer, um einen Pfahl geſchlungenen Kette lag.

Der blaſſe junge Menſch, der ſie führte, hatte ſich faſt widerwillig zu dem Nachen ziehen laſſen. Er

wollte, als er dicht vor ihm ſtand, die Kinder weiter, an ihm vorbei, von dem Waſſer weg ziehen. Und doch ſchien es ihn ſelbſt wieder zu dem Waſſer, zu dem leichten Schiffchen zu ziehen. Noch weniger Luſt ſich zu entfernen zeigten die Kinder.

Schiffen, Onkel Joſeph, bat das älteſte Kind, die kleine Suſanna, ſchmeichelnd.

Ja, ja! rief die kleinere, das Echo der älteren.

Die Mutter hat es verboten, ſagte der junge Menſch, aber nur halb abwehrend.

Die Mutter ſieht es nicht, verſetzte, nach der Laube blickend und die Mutter nicht ſehend, in der kleinen Suſanna die kindiſche Luſt, oder nach einer gewiſſen Theorie die Erbſünde.

Das kleine Gretchen weinte ſchon vor Ungeduld.

Auch der junge Mann ſah ſich, mit einem ſcheuen Blicke, nach der Laube um. Die beiden Frauen waren von den Blättern der Weinreben verdeckt. Er nahm beide Kinder auf, in jeden Arm eins, und ſtieg mit ihnen in den Nachen hinab. Noch einmal warf er einen ſcheuen Blick nach der Laube, offenbar um zu ſehen, ob er und ſein verbotenes Thun bemerkt werde. Er wurde nicht bemerkt. Er ließ die Kinder in dem Nachen nieder.

Aber Ihr müßt ganz ruhig ſitzen, empfahl er ihnen. Ihr dürft Euch nicht rühren; ſonſt fallt Ihr über den Rand des Schiffes in das Waſſer hinein, und die Molche und die Fiſche da unten freſſen Euch auf.

Die Kinder ſetzten ſich ſtill nieder. Die größere nahm, wie mit mütterlichem Schutze, die kleinere in ihre Aermchen.

Nun ſchiffen, lieber Onkel Joſeph, ſagte ſie.

Aus dem Geſichte des jungen Mannes war auf einmal die Scheu gewichen. Sie hatte einer beinahe wilden Freude Platz gemacht. Er löſete raſch den Kahn von dem Pfahle, ergriff die beiden Ruder, ſtieß vom Ufer ab und ruderte nach der Mitte des Teiches hin. Dort legte er die Ruder von ſich, ließ den Kahn treiben und ſetzte ſich zu den Kindern nieder, die noch immer ſtill ſaßen, ganz dem behaglichen Gefühle des Schaukelns auf dem Waſſer ſich hingebend. Er ſah vorſorglich zuerſt nach den beiden Kleinen. Dann blickte er über den Rand des Nachens in das Waſſer hinab. Sein Geſicht wurde ernſter, die wilde Freude machte bald einem finſteren Grame Platz.

Der Teich war tief; mit den, obwohl langen Rudern war ſein Grund nicht zu erreichen. Das

Waſſer, am Ufer hellgrün, war in der Mitte des Teiches faſt ganz ohne Farbe, aber von einer bewundrungswürdigen Klarheit und Durchſichtigkeit. Der tiefe Grund, vielleicht über zwanzig Fuß tief, erſchien ſo klar, und zugleich ſo niedrig, als wenn er kaum eine Tiefe von drei oder vier Fuß habe. Auch dieſer Grund war hier in der Mitte anders als am Ufer. Am Ufer ſah man auf dem feinen weißen Sande nur Muſcheln und Steinchen. Hier in der Mitte war der Sand gleichfalls noch fein und faſt ſchneeweiß; auch hier ſah man noch Steinchen und Muſcheln; aber man ſah ſie neben zackigen Felſen, und ſie waren vielfach verdeckt mit Moos und ſich verſchlingenden Waſſerpflanzen mit breiten, langen Blättern, die gleich einer weiten, durchbrochenen Waldung dort tief unter dem Waſſer ſich erhoben und ausbreiteten. Und in dieſer Waldung herrſchte auch ein anderes als blos vegetabiliſches, es herrſchte dort zugleich ein animaliſches Leben. Gewürm aller Art ſah man dort, bald am Boden umherkriechen, bald in den Zweigen und Blättern der Pflanzen ſich windend und wiegend, bald mit raſchem Schwimmfluge das Waſſer durchſchneidend. Aber all dieſes Gewürm war häßlich, ungeſtaltet, und wie gegenſeitig auf Beute lauernd. Molche mit dicken Köpfen, Kröten mit

glotzenden Augen, Eidechsen mit schimmernden Bäuchen, große fette Würmer, Thiere, halb wie Fisch, halb wie Wurm, unförmliche Gestalten, von denen das an die Thiere der Oberfläche der Erde gewöhnte Auge keine Ahnung hat, die die Phantasie sich kaum so unförmlich und häßlich vorstellen kann. Fische hielten zwischen diesen Wasserungethümen sich nicht auf. Dagegen sah man manchmal plötzlich vom Ufer her das schwarze Wasserhuhn, einem dunklen Blitze gleich, in diese belebte Waldung des Wassers hineinschießen, rasch einen Wurm oder anderes Thier ergreifen und damit eben so rasch wieder verschwinden. Das gesammte Gethier flog dann auf einmal aus einander, unter das Moos, unter die Blätter der Schlingpflanzen, um nach der Entfernung des Wasserraubvogels mit ingrimmiger Wuth über den frechen räuberischen Einfall in ihr Gebiet zurückzukehren. Die Köpfe der Molche waren dann noch einmal so dick, die Augen der Kröten standen weiter vor, die Bäuche der Eidechsen glänzten leuchtender. Man glaubte ein Wuthzischen der stummen Geschöpfe in dem tiefen Grunde zu vernehmen.

Der blasse junge Mann sah schweigend in das Getreibe dieser häßlichen Thierwelt unter sich. Sein Gesicht verfinsterte sich mehr und mehr. Bald aber

ſtieg wieder eine wilde Freude in ihm auf. Es war, als wenn er ein ſonderbares Behagen an den Geſtalten und ihrem Leben in der Tiefe empfinde.

Die beiden Kinder hatten ſich unterdeß erhoben, und waren an den Rand des Nachens getreten. Der Rand war hoch, er reichte ihnen bis an die Bruſt. Gefahr war mithin nicht für ſie vorhanden, da auch der Nachen völlig ſtill lag. Sie bogen ihre Köpfchen über den Rand hervor und blickten gleichfalls in die Tiefe. Ein natürlicher Abſcheu vor den häßlichen Geſtalten, die ſie dort ſahen, war anfangs deutlich in den ſich halb wegwendenden Augen und den wie ekelnd ſich aufwerfenden Lippen zu erkennen. Das bewegte Leben der ekelhaften Geſchöpfe zog ſie gleichwohl immer wieder an, und bald hatten ſie die Blicke unverwandt in die Tiefe gerichtet.

Der junge Mann bemerkte ſie an ſeiner Seite. Sein erſter Blick war nach dem Ufer und nach der Laube gerichtet. Er ſah dort Niemanden. Sein Blick kehrte zu den Kindern zurück; anfangs gedankenvoll. Auf einmal zuckte es in ihm auf. Sein ganzes Weſen ſchien plötzlich in eine fieberhafte Unruhe gerathen zu ſein. Sein Auge flog unſtät von den Kindern zu den Molchen und Kröten in der Tiefe, von dieſen zurück zu den Kindern.

Die Stille, die auf dem Waſſer ringsumher herrſchte, der Mangel an jedem äußeren Leben in dem Kahne hatte ein ſchwarzes Waſſerhuhn verlockt, auf ſeine Beute auszugehen. Es ſchoß plötzlich mitten zwiſchen die Molche, Kröten und Eidechſen, holte ſich ſeinen Wurm und verſchwand damit.

Die Kinder jubelten laut auf.

Ein Vogel, ein Vogel im Waſſer! riefen ſie.

Plötzlich zuckte es wieder in dem Geſichte des jungen Mannes.

Ja, ein Raubvogel, ſagte er, ein Räuber. Ja, ja, auch da unten rauben und morden ſie. Und doch iſt es ſo ſtill da unten. Und es ſind nicht einmal Menſchen da. Nicht einmal Menſchen. Was meint Ihr, meine Kinderchen, wenn wir einmal da hinunterſtiegen zu den Thieren?

Die Thiere ſind ſo häßlich, ſagte die kleine Suſanna.

Ja, häßlich, wiederholte die kleinere, Gretchen.

Aber das Moos iſt ſo ſchön; ſehet einmal, wie blank es iſt, und ſo weich wie Sammet; und welche große, breite Blätter haben die Pflanzen da unten. Und ſo ſtill iſt es da unter ihnen. Was meint Ihr, ſollen wir einmal hinunterſteigen?

Ja, Onkel Joſeph, hinunterſteigen, rief, in ihre

Händchen klatschend, das ältere Kind, und das kleinere rief es ihm nach.

Der Wahnsinn leuchtete aus dem ganzen Gesichte des jungen Mannes hervor, aus den rollenden Augen, den zuckenden Lippen, der sich zusammenfaltenden Stirn, den einfallenden Wangen und den hervortretenden Backenknochen.

Also hinunter! rief er, hinunter auf das Moos, in den schönen Wald da unten. Ihr Beiden zuerst; ich folge. Ach, es ist so still, so schön da unten, und es sind keine böse Menschen da.

Die beiden Kinder hingen sich an ihn. Er hob sie auf. Er nahm in jeden Arm eines. Er schwang die Arme zum Wurfe der Kinder in das Wasser hinein.

Um des barmherzigen Gottes willen, Joseph, Joseph! riefen in furchtbarer Angst zwei Stimmen am Ufer.

Die beiden Frauen waren durch den Jubelruf der Kinder aus dem Lesen aufgeschreckt worden. Sie sprangen auf und sahen sich um, sie erblickten die Kinder in dem Kahne, mitten auf dem tiefen See, allein mit dem Wahnsinnigen. Sie stürzten an das Ufer, sie stießen den Angstruf der Verzweiflung aus.

Der Irre hörte den Ruf. Er hielt mit dem Wurfe ein, und sah sich nach den Rufenden um.

Wir kommen wieder! rief er ihnen beruhigend zu.

Er schwang von neuem die Arme.

Joseph, Joseph, Sie begehen ein Unglück! rief die Frau in der ländlichen Kleidung.

Wir kommen gleich wieder, liebe Frau Else, wiederholte der Wahnsinnige. Es ist so schön da unten, ich mache den Kindern die Freude.

Der Schreck, die Angst machte die Frauen sprachlos. Sie standen wie erstarrt. Nur die Hände bewegten sie in convulsivischem Ringen.

Hinter ihnen erscholl eine kräftige Mannesstimme.

Joseph, lassen Sie die Kinder.

Martin! rief Else. Rette, rette!

Retten Sie, retten Sie! rief die andere Frau.

Ruhig, erwiederte Martin. Keinen Laut der Angst; der Unglückliche würde gereizter werden.

Er zitterte selbst; sein Gesicht war blaß geworden. Nur über seine Stimme hatte er Gewalt.

Joseph, was machen Sie da? fragte er in ruhigem Tone zu dem Wahnsinnigen hinüber.

Wir wollen da unten in das Wasser hinein, antwortete dieser.

Nun, und was wollt Ihr denn da unten?

Es ist ein so hübscher, stiller Wald da unten, und eine große Menge von Thieren sind darin. Die Kinder freuen sich darüber.

Aber Joseph, es ist tief da unten.

Wir kommen gleich wieder. Ich kann schwimmen. Und kleine Kinder kommen immer wieder oben, von selbst.

Die beiden Frauen standen mit angehaltenem Athem; sie hatten einander umfaßt, um so sich gegenseitig aufrecht zu erhalten.

Von der Stirn Martins troff der Angstschweiß.

Der Irre holte aus, als wenn er die Kinder und sich in das Wasser stürzen wolle.

Halt, halt! schrie auch der Mann in der Todesangst um die Kinder, die Vorsicht vergessend, die er selbst anempfohlen hatte.

Der Irre wurde ärgerlich.

Ich weiß nicht, was Ihr wollt! rief er. Laßt mich.

Martin faßte sich wieder.

Sie haben Recht, lieber Joseph, sagte er, es muß da unten recht hübsch sein; drum nehmen Sie auch uns mit.

Ist das Ihr Ernst? fragte der Irre.

Gewiß.

So kommen Sie nur näher.

Aber wie denn?

Schwimmen, ſchwimmen.

Aber es iſt zu weit bis dahin. Ich käme ſchon bis zu Ihnen, doch die Frauen nicht. Kommen Sie mit dem Nachen, holen Sie uns ab, wir gehen dann gemeinſam hinunter.

Alſo im Ernſt?

Verſichern Sie es ihm, flüſterte Martin der Frau an ſeiner Seite zu, und auch du, Elſe.

In vollem Ernſt! rief er nach dem Kahne hin.

Im Ernſt, im Ernſt! riefen auch die Frauen, obwohl ihnen vor Angſt die Stimme beinahe verſagte.

Der Wahnſinnige beſann ſich eine Weile. Dann ließ er die Kinder auf dem Boden des Nachens nieder, nahm die Ruder und ruderte dem Ufer zu.

Die beiden Frauen ſtanden in der Angſt des Todes. Sie konnten ſich gegenſeitig nicht mehr aufrecht halten. Martin mußte ſie unterſtützen. Der kräftige Mann vermochte es nur mit Anſtrengung. Noch immer war die augenſcheinlichſte Gefahr für das Leben der Kinder da. Auch wenn Martin durch Schwimmen den Nachen hätte erreichen können, mußte man nicht fürchten, daß in demſelben Augenblicke, in welchem er ſich in das Waſſer warf, der Wahnſinnige die Kinder wieder ergriff und in die Tiefe ſtürzte?

Mit der ängstlichsten Spannung verfolgten die Eltern am Ufer jeden Ruderschlag, maßen sie jeden Schritt, um welchen das Schiff sich ihnen näherte, immer ängstlicher, immer gespannter, je näher es ihnen kam, ähnlich der immer wachsenden Schnelligkeit des aus der Höhe niederfallenden Steines. Zu sprechen wagte Niemand.

Endlich hatte der Nachen das Ufer erreicht.

Martin sprang in den Kahn. Er umklammerte den Irren mit beiden Armen.

Die beiden Frauen eilten ihm nach. Das wiedergewonnene Leben der Kinder hatte ihnen ihre Kräfte wiedergegeben. Mit lauten Freudenrufen, unter strömenden Thränen, preßten sie die Kinder an die Mutterherzen.

Der Wahnsinnige sah verwundert der Scene zu.

Was gibt es denn? Da unten solltet Ihr Euch freuen. Kommt, kommt.

Unglücklicher, sagte seine Schwester.

Martin unterbrach sie.

Keine Vorwürfe; sie würden ihm den Vorgang im Gedächtnisse festhalten und ihn zu Erneuerung seines Versuches antreiben. Der Gedanke an das Vorgefallene muß für immer aus seinem Gedächtnisse vertilgt werden. Ich weiß ein Mittel, wenn es auch ein hartes ist.

Kein grausames, bat die Schwester.

Joseph, wandte Martin sich geheimnißvoll und dringend an diesen, der Andreas sucht Sie; retten Sie sich.

Der Name brachte eine furchtbare Wirkung auf den unglücklichen jungen Mann hervor. Er zitterte heftig, als wenn er von dem giftigen Bisse eines Thieres getroffen wäre; seine Augen traten vor; mit einem Blicke wilder Angst sah er um sich.

Der Mörder sucht mich? rief er. Ich bin verloren. Ihr seid Alle verloren. Fort, fort, rettet Euch.

Er rannte in das Haus.

Else warf sich mit ihrem Kinde weinend an die Brust des Mannes.

Auch die Frau Ottilie nahete sich ihm mit ihrem Kinde. Sie ergriff seine Hand.

Martin, sagte sie, den Himmel haben Sie mit sich versöhnt. Nicht durch das, was Sie heute an uns gethan haben, an diesen Kindern, denen Sie das Leben retteten, an uns Müttern, denen Sie in den Kindern das Leben gerettet haben. Was Sie gethan haben, ist nur das Wahrzeichen der Versöhnung des Himmels. Ohne diese wäre Ihre That nicht so gesegnet worden, hätte sie nicht diese Frucht tragen können.

Der Mann war finſter geworden.

Wodurch ſollte ich den Zorn des Himmels verſöhnt haben? fragte er.

Durch deine Reue, Martin! rief ſeine Frau. Durch deine Bravheit, durch deine Liebe zu mir und deinem Kinde. Ja, die Madame hat Recht; der Himmel hat dir durch die Rettung der Kinder heute ein Zeichen gegeben, daß er dir nicht mehr zürnt. Er wird auch die Herzen der Menſchen mit dir verſöhnen.

Glaube das nicht, Elſe. — Aber gehe mit den Kindern in das Haus. Du bedarfſt der Erholung nach deiner Angſt. Ich werde dir folgen. Ich habe noch ein paar Worte mit der Madame zu reden.

Elſe mit den Kindern entfernte ſich.

Martin blieb in einiger Verlegenheit bei der Frau Ottilie.

Dieſe war von neuem erbleicht. Sie ſah ihn ängſtlich fragend an.

Was bringen Sie mir, Martin?

Madame, er kommt.

Die Frau erſchrak heftig, beinahe wie vor wenigen Minuten ihr Bruder.

Hierher? Zu mir?

Zu Ihnen. Er iſt in der Nähe. Er hat mich vorausgeſchickt, ihn bei Ihnen anzukündigen.

Unmöglich. Ich kann ihn nicht sprechen. Nie, nie. Ich kann, ich darf ihn nicht wiedersehen.

Er fürchtete diesen Widerstand. Er will, er muß Sie sprechen. Er hätte Sie überfallen können, daß Sie ihm nicht ausweichen konnten. Er zog es vor, Sie vorzubereiten, Sie zu bitten. Erkennen Sie das an, Madame.

Ich kann nicht. Gehen Sie zurück. Sagen Sie ihm das. Gleich.

Madame, Sie sagten mir, daß Sie glauben, der Himmel sei mit mir versöhnt. Versperren Sie auch ihm den Weg der Versöhnung nicht. Sie vermögen vielleicht viel über ihn.

Kennen Sie ihn?

Ich weiß nur Weniges von ihm. Er ist unglücklich; freilich durch ein Verbrechen, aber er lebt nur in dem Verlangen, das, was er verbrochen hat, wieder gut zu machen. Sie können ihm gewiß dazu helfen. Stoßen Sie ihn nicht von sich.

Hat er Ihnen seine Beziehung zu mir mitgetheilt?

Mit keinem Worte.

Errathen Sie sie?

Ich bin sein Diener —

Sein Vertrauter —

Ich verſichere Sie, er hat mir nichts mitgetheilt.

Aber Ihre Gedanken?

Ich glaube, daß er Sie unglücklich gemacht hat. Erwiedern Sie das nicht dadurch, daß Sie ihn vernichten. Ich wäre verloren geweſen, ich wäre in Verbrechen verſunken, wenn ich mein Weib und Kind nicht hätte wiederſehen, wenn ich das Herz meines Weibes nicht hätte wiederfinden können. Ich weiß nicht, wie es zwiſchen Ihnen und Ihrem Kinde und ihm iſt, aber —

Rufen Sie ihn. Ich will ihn ſprechen.

Das iſt brav von Ihnen, Madame.

Aber auf der Stelle.

In drei Minuten.

In jener Laube.

Martin eilte fort.

Die Frau begab ſich in eine, am Ende des Gartens, entfernt vom Hauſe liegende dunkele Laube. Sie mußte ſich dort niederſetzen.

Ihr Ausſehen hatte ſeit einer Viertelſtunde ſich faſt furchtbar verändert. Der Schreck und die Angſt um das Leben des Kindes, der Schreck und die Angſt über das bevorſtehende Wiederſehen ſchienen ihr ganzes Weſen zerknickt zu haben. Ihr Körper war gebeugt, ihr Geſicht ohne Farbe, ihre Geſichtszüge er-

ſchlafft, ihr Auge wie erloſchen. Man hätte ſie für eine Todte halten können, wie ſie auf der Bank in der Laube zurückgelehnt mehr lag als ſaß, wenn nicht ihr heftiger, unregelmäßiger Athem das Leben, mit dem Leben aber auch die große Unruhe ihres Innern verrathen hätte.

Nach wenigen Minuten naheten ſich Schritte der Laube. Sie wollte ſich erheben; ſie vermochte es nicht. Ihre Kräfte reichten nur hin, daß ſie ſich gerader emporrichtete.

Ein Mann, in eine blaue Blouſe gekleidet, trat in die Laube, ein kräftiges, ſchönes Geſicht, mit einer breiten, tiefen Narbe.

Ein unterdrückter Schrei entfuhr den Lippen der Frau, als ſie ihn erblickte. Sie ſank mit geſchloſſenen Augen auf die Lehne der Bank zurück.

Der Mann warf ſich vor ihr nieder, auf ſeine Kniee; er umfaßte ihre Kniee; er drückte ſein Geſicht in ihren Schoos.

Ottilie, ſagte er.

Sie öffnete die Augen.

Er blickte zu ihr empor.

Ein Schauder durchfuhr ſie, als ſie die Augen ſah. Sie mußte die ihrigen abwenden.

Ottilie, wiederholte er. Meine Ottilie!

Ein neues Entſetzen ſchien ſie zu ergreifen; ſie bewegte wie abwehrend beide Hände.

Nicht deine Ottilie! rief ſie mit Abſcheu. Nenne mich nicht dein.

Ottilie, höre mich an.

Was willſt du von mir?

Höre mich an.

Sage mir kurz, mit den kürzeſten Worten, was du von mir willſt. Lange kann ich es nicht aushalten.

Du haſt mich alſo ohne Gnade verdammt, du willſt —?

O, ich bitte dich, ſage raſch, kurz, was du von mir willſt. Martere mich nicht. Warum biſt du hierher gekommen, mir den Reſt meines Friedens zu rauben? Meines Friedens? Wie könnte mein Leben noch Frieden haben? Aber ſprich, was willſt du von mir?

Deine Verzeihung, Ottilie! Nur deine Verzeihung, und dein Gebet für mich.

Weiter nichts?

Sagſt du mir Beides zu?

Höre mich an, Taddäus. Verzeihen ſoll ich dir? Was hätte ich dir zu verzeihen? Du haſt mich, du haſt mein Kind unglücklich gemacht. Du haſt mein Leben zerſtört, vernichtet; du haſt meinem Kinde das

genommen, deſſen es am meiſten im Leben bedarf, den ſchützenden, den mit Liebe ſchützenden Arm des Vaters. Aber was iſt das Alles gegenüber jener furchtbaren, entſetzlichen That, jenem ſchwerſten aller Verbrechen? Was du mir und dem Kinde gethan haſt, verzeihe ich dir von Herzen, für mich, für das unmündige Kind, das ich ſtets davor bewahren werde, Kunde von ſeinem Vater zu bekommen, damit ſein reines Herz ihm nicht fluchen muß. Ich verzeihe dir ſelbſt, daß du meinen armen Bruder zum Verbrecher gemacht haſt; der Himmel iſt ihm ja ſchon gnädig geweſen, indem er ihm das Licht des Verſtandes genommen hat. Dein Verbrechen aber, wenn es zu verzeihen iſt, kann dir kein Menſch, kann dir nur Gott verzeihen, und auch er nach ſeiner höchſten Ordnung und Gerechtigkeit nur, wenn du durch ein, nur der Reue und der Buße gewidmetes Leben ſeiner Verzeihung dich würdig bezeigſt. Und dafür, glaube mir, Taddäus, bete ich zu Gott, ſo oft ich an dich denke, und ich denke an dich jeden Tag und jede Stunde. Möge mein tägliches, mein ſtündliches Gebet nicht umſonſt ſein. Möge dein Herz ganz und gar jener Reue und Buße ſich eröffnen. Verſprich du mir das, feſt, feierlich, und mit dem Verſprechen laß uns ſcheiden, ſcheiden für dieſes Leben.

Wie die Frau, ſo ſchien während ihrer Worte auch der Mann ſich geſammelt zu haben.

Ottilie, erwiederte er ihr, mit einem Schmerze in der Stimme, der wenigſtens völlig wahr und natürlich klang. Ich habe nur Worte der Verdammung aus deinem Munde gehört. Haſt du mich denn in der That verdammt, und ungehört?

Die Frau brach in Thränen aus.

O, Taddäus, wie ſehr beſtätigt dieſe Frage meine Befürchtung, daß die wahre Reue noch nicht in deinem Herzen wohnt, daß du nie einer Verzeihung deines Verbrechens dich würdig machen wirſt.

Kennſt du denn dieſes Verbrechen?

Bin ich nicht ſeine Zeugin geworden, ſeine unmittelbarſte Zeugin?

Du warſt nicht bei der That; du haſt ſie nicht geſehen, nicht gehört. Du kannſt ſie alſo nicht kennen. Du urtheilſt nur nach dem, was du ſpäter geſehen haſt. Danach hältſt du mich für den Mörder. Du haſt Unrecht; ich bin nicht der Mörder; jener Räuber in unſerer Geſellſchaft war es.

Möge Gott deine Worte nicht hören.

Ich ſchwöre dir, Ottilie, ich bin nicht der Mörder.

Frevle nicht.

Höre mich; vernimm den Hergang.

Taddäus, ich habe seit deiner That mir den furchtbaren Schmerz bereitet, die Geschichten schwerer Verbrechen zu lesen. Ich wollte mir Trost, Beruhigung daraus holen, indem ich hoffte, mehr die Schwäche, als die Schlechtigkeit der Menschen darin zu finden. Aber es ging mir, wie dem Kranken, der sich Bücher über seine Krankheit verschafft; er wird nur noch kränker und unruhiger. Aus jenen Geschichten habe ich auch gelernt, wie es das Streben gerade der frechsten, verlorensten Verbrecher ist, die Hauptschuld von sich abzuwälzen, und entweder ihren Gefährten, oder wenn sie deren nicht hatten, dem Zufalle zur Last zu stellen. Versuche du das nicht bei mir, Taddäus. Beruhigen könntest du mich nicht dadurch, wenn das deine Absicht sein sollte; auch rechtfertigen würdest du dich nicht bei mir; denn ich kann dir nun einmal nicht glauben. Ich würde dich nur für noch verlorener halten, als du vielleicht bist. Was könntest du mir auch sagen wollen? Glaube mir, ich habe hundert- und hundertmal über jene furchtbare Nacht nachgedacht. Ich habe in hundert und hundert verschiedenen Bildern die entsetzliche That vor mich hingestellt, um deine und des armen Joseph Schuld zu mindern und zu mildern. Du kannst mir zu deiner Vertheidigung nicht mehr sagen,

als was ich mir ſelbſt ſo oft geſagt habe. Aber was iſt das günſtigſte Reſultat für dich? Du biſt mit vollem Bewußtſein, mit feſtem, planmäßigem Vorſatze in Geſellſchaft mit einem Genoſſen, der dir als ſchwerer Verbrecher bekannt war, zu einem Raube ausgezogen, du haſt den Raub vollführt, und es ſind zur Vollführung dieſes Raubes in deiner Gegenwart, in deinem unmittelbaren Beiſein, zwei Menſchen gemordet worden; du haſt dieſen Doppelmord, der zur Verübung deines Verbrechens geſchehen iſt, nicht nur nicht verhindert, du haſt ihn durch deine Gegenwart, durch dein Rauben, während er verübt wurde, geradezu unterſtützt, vielleicht hervorgerufen. Das iſt das Reſultat meines für dich günſtigſten Nachdenkens über deine That. Kannſt du in Wahrheit ſie günſtiger für dich darſtellen? Mußt du danach, wenn du aufrichtig gegen dich ſelbſt ſein willſt, dich nicht eines Mordes, jenes Doppelmordes anklagen?

Nein, Ottilie. Du haſt mich ſchlecht vertheidigt. Was du Mord nennſt, war eine Art der Nothwehr. Der Alte ſchoß nach uns.

Nothwehr? Kann der Räuber von Nothwehr ſprechen, wenn ſein Opfer den Angriff auf Eigenthum und Leben abwehrt?

Die gemachten Geſetze mögen ſo ſprechen. Aber

das Geſetz in der Bruſt des Menſchen geſtattet Jedem, ſein Leben zu vertheidigen.

Unglücklicher, mit ſolchen Sophismen glaubſt du, der Verdammung zu entgehen?

Vielleicht nicht den Menſchen, aber nicht nach menſchlichem Gewichte werden dort oben die Thaten der Menſchen gewogen.

Muß ich noch einmal dich bitten, nicht zu frevlen? Nicht nach menſchlichem Gewichte? Nach welchem Gewichte denn? Und iſt denn jenes, deſſen du erwähnteſt, Alles, was geſchehen iſt, was dein Gewiſſen beſchwert? War auch der Mord jenes elenden Weibes Nothwehr?

Ich bin unſchuldig an dieſem Morde; ich habe die That nicht einmal geſehen.

Und doch iſt auch ſie unter deinen Augen verübt!

Ich ſehe, Ottilie, anſtatt mich zu vertheidigen, ſuchſt du Gründe zu meiner Verurtheilung hervor. Ich ſchwöre dir, daß meine Hände keinen Theil genommen haben an jenem traurigen Doppelmorde.

Unglücklicher, ſchon zu ſolchen jämmerlichen Ausflüchten der gewöhnlichen Verbrecher greifſt du? Weil deine Hände nicht roh zuſchlugen, glaubſt du auch dein Gewiſſen rein und frei von Schuld? O, ich beſchwöre dich, Taddäus, gehe in dich. Ich ſah deine Hände, ich ſah dein Geſicht mit Blut beſudelt. So iſt auch

dein Gewiſſen unrein, beſudelt, und glaube mir, alle deine Worte, magſt du ſie gegen Andere oder gegen dich ſelbſt verſchwenden, waſchen es nicht rein. Dich kann nur Eines retten, die aufrichtigſte Reue. Und ihren Weg haſt du noch nicht einmal betreten; ich fürchte ſogar, du haſt den feſten Vorſatz gefaßt, ihn gar nicht zu betreten.

Ottilie, und du willſt in der That mich glauben machen, daß du mich zu vertheidigen ſucheſt?!

Höre mich an, Taddäus; noch das hatte ich dir zu ſagen, und dann wollen wir ſcheiden. Beantworte mir aufrichtig eine Frage. Haſt du von jenem Raube noch etwas in Händen?

Ottilie, jener Alte war ein großer Böſewicht. Was ich gegen ihn ausführen wollte, war nur Wiedervergeltung, noch weniger, es war nur Wiedererlangung, Zurückholung meines Eigenthums, die einfachſte Gerechtigkeit. Er hatte uns beſtohlen; er hatte uns unſer Alles genommen, uns zu Bettlern gemacht. Ich wollte von ihm nur zurückhaben, was uns gehörte. Du ließeſt mich bisher nicht zu Worte kommen, dir das zu ſagen. Hältſt du mich jetzt noch für einen Mörder?

Hältſt du ſelbſt dich darum weniger für einen Mörder? Die vielen Worte, die du machen mußteſt,

um dich dadurch zu rechtfertigen, beweiſen es nicht. Es wäre auch nicht möglich. Ich fürchte, ſchon darum nicht, weil du zugleich meine Frage umgehen mußteſt. Haſt du wirklich nur dein Eigenthum zurückgenommen, nichts mehr?

Meine Abſicht war nur auf Wiedererlangung des Meinigen gerichtet.

Ich beſchwöre dich, Taddäus, antworte mir.

Wir nahmen, was wir fanden. Der Alte war einmal todt. Er war unter fremden Menſchen, die ihn nicht einmal kannten; er hatte ſich einen fremden Namen beigelegt. Was wir nicht nahmen, hätten jene genommen.

Unglücklicher, welche Gründe! Aber was haſt du ſeitdem gethan? Haſt du den Raub, die Frucht des Mordes, an dich behalten?

Auch ich kenne ſeinen wahren Namen, mithin ſeine Erben nicht.

Und du hoffſt auf Gnade, auf die Verzeihung des Himmels? Ich dachte es wohl. Meine inbrünſtigen Gebete für dich waren umſonſt. Dein Herz iſt böſe und verhärtet geblieben, wie es war. Jene fluchwürdige Erziehung! Menſch, wie Viele haſt du ſchon unglücklich gemacht! Dich vernichteſt du ganz und gar! Es iſt eingetroffen, was ich dir ſo oft unter Thränen

vorgeſtellt habe, wenn du nicht blos leichtſinnig, wenn du mit kaltem Blute mir das Herz zerriſſeſt, und andere arme Geſchöpfe in das Verderben brachteſt: deine Sünden und Laſter würden dich noch zu einem ruchloſen Verbrecher machen.

Sind dieſe Vorwürfe die Verzeihung, die du mir verſprochen haſt?

Verzeihe mir. Ich ließ mich fortreißen, freilich nur von meiner Liebe für dich. Aber vernimm von dieſer Liebe noch Eines. So lange du noch einen einzigen Pfennig von dem geraubten Gute behältſt, ſo lange du es nicht ganz und gar zurückgibſt, dich vollſtändig von ihm entäußerſt, ſo lange darfſt du auf keine Gnade hoffen, auf kein Glück, keine Ruhe im Leben, ſo lange bleibſt du unglücklich, elend, verdammt. Und nun verſprich mir, ich beſchwöre dich darum, verſprich mir, daß du den ganzen Raub zurückgeben willſt, nicht blos das, was du unter dem Raube verſtehſt, auch das, was du nach deiner Meinung nur als dein Eigenthum zurückgenommen haſt.

Ich ſoll wieder ein Bettler werden?

Ich weiß, wie ſehr dein Herz immer ſich nach großem Reichthum ſehnte; ich habe oft dieſen Widerſpruch in dir beklagt, der auf der einen Seite ſtets an ſich zu raffen ſuchte und auf der anderen das

Erworbene nicht feſtzuhalten wußte, es leichtſinnig wieder von ſich warf. Aber glaube mir, ſo lange du nicht den letzten Pfennig des Raubes erſtattet haſt, laſtet der Raub, der Mord auf deinem Gewiſſen, wirſt du keine Ruhe, kein Glück finden.

Ich kann nie wieder ein Bettler werden.

Bettler! Du haſt Talent und Kraft, um dir dein Brod zu verdienen. Nur der Muth fehlt dir dazu. Und dennoch hoffſt du auf Glück im Leben? Ich bin ein ſchwaches, kränkliches Weib, belaſtet mit der Bürde eines kleinen Kindes. Aber ich habe gearbeitet im Tagelohn, trotzdem daß du mir Reichthümer wollteſt zufließen laſſen. Ich wäre lieber verhungert mit meinem Kinde, ehe ich das Geringſte des geraubten Gutes von dir angenommen hätte. Aber du ſollſt nicht einmal arbeiten. Ich habe geerbt, wenn auch nur ein mäßiges Vermögen, doch ſoviel, daß ich auch deine Bedürfniſſe befriedigen kann. Du mußt fort; du mußt Deutſchland verlaſſen; du darfſt nach der Heimath nicht zurück. Du mußt in ferne Gegenden; ich kann dir dahin nicht folgen; ich muß es dir offen ſagen; deine Gegenwart würde mich tödten ſeit jener unſeligen Nacht. Aber wohin du geheſt, du wirſt immer Unterſtützung von mir erhalten. Du antworteſt mir nicht.

Du forderſt Unmögliches von mir, Ottilie, und Zweckloſes. Wem ſollte ich das Gut übergeben.

Den rechtmäßigen Erben des Gemordeten.

Ich kenne ſie nicht.

Du wirſt ſie mit der leichteſten Mühe ermitteln können.

Und zu welchem Zwecke ſollte ich es ihnen übergeben?

Du frägſt, zu welchem Zwecke das geraubte Gut zurückgegeben werde?

Ich weiß, was du mir antworten willſt. Durch die Zurückgabe ſoll das Recht wieder hergeſtellt werden.

Nicht das allein. Dein Gewiſſen ſoll dadurch leichter werden.

Wenn nun gerade das ein Grund für mich wäre, den Erben das Vermögen nicht zurückzugeben?

Ich verſtehe dich nicht.

Ich kenne jene Erben nicht. Nach einzelnen Aeußerungen des Alten beſtehen ſie aus einer hochmüthigen, habſüchtigen, hartherzigen adligen Familie. Wozu würde das Geld in ſolchen Händen benutzt? Zu guten, wohlthätigen Zwecken wahrlich nicht. Ich dagegen thue nur Gutes damit. Ottilie, ich bin nicht ſo ſchlecht, als du mich glaubſt. Ich brauche

von dem Gelde nur wenig für mich. Ich betrachte mich nur als ſeinen Verwalter, als den Verwalter für Zwecke der Wohlthätigkeit und Nächſtenliebe. Kein Anderer, ich darf die Ueberzeugung dreiſt ausſprechen, kein Anderer würde ſo conſequent und ſo gewiſſenhaft einen ſo wohlthätigen und edlen Gebrauch von dem Gelde machen. Gerade dadurch hoffe ich, und darf ich hoffen, den Himmel mir wieder zu verſöhnen. Gerade das würde ich aus der Hand geben, wollte ich nach deinem Willen mich wieder zum Bettler machen.

Ich glaube deinen Worten, Taddäus; ich glaube, daß du es aufrichtig meinſt, wie du ſagſt. Aber ich kann nur die unglücklichſte Verblendung darin finden, leider eine Verblendung, in die du nur gewaltſam, nur durch vielfache Selbſtüberredung dich haſt ſtürzen können, wenn nicht etwa dein alter Aberglaube ſeinen Antheil daran hat. Befreie dich von ihn. Du mußt es, wenn du Anſpruch auf Glück machen willſt.

Ich habe nur meine innerſte Ueberzeugung ausgeſprochen.

So kann ich dich nur noch beklagen.

Ottilie, du haſt mir deine Verzeihung und dein Gebet verſprochen.

War deine Bitte darum ernſtlich gemeint?

Könnteſt du daran zweifeln?

Bei ſolcher Geſinnung, bei ſolcher Verhärtung des Herzens?

Ich habe dich darum beſchworen, Ottilie. Vertraue der Redlichkeit, dem Ernſt meiner Bitte. Erfülle ſie. Es iſt die einzige Bedingung meines Glücks. Dein Herz iſt rein, ich habe dich ſo vielfach gekränkt, ſo grenzenlos unglücklich gemacht, ich weiß es. Wenn du Reine, von mir Gekränkte, mir verzeiheſt, für mich dein Gebet erhebſt, ſo muß ich wieder Ruhe und Glück finden.

Wieder dein Aberglaube, jene unglückliche Frucht deiner Erziehung, mit der du ſchon ſo oft dein Gewiſſen betäubt haſt.

Nenne es wie du willſt, gewähre meine Bitte.

Ich werde mein Verſprechen halten. Ich verzeihe dir aus vollem Herzen, mein Gebet für dich wird nicht aufhören.

O, habe Dank.

Und nun verlaß mich. Meine Kräfte verſagen meiner Anſtrengung. — Du zögerſt?

Der Mann hatte noch etwas auf dem Herzen, das er nicht geradezu vorzubringen wagte, und zu deſſen Vorbringung er den geeigneten Weg nicht finden zu können ſchien.

Noch eine Bitte, Ottilie, hob er ungewiß an.

Du quälſt mich, Taddäus.

Ich habe unſer Kind noch nicht geſehen; ich verließ dich, ehe es geboren war. Laß mich die Kleine umarmen.

Die Frau ſprang auf, in heftiger Bewegung.

Nein! rief ſie entſchieden.

Ottilie, ſoll der Vater ſein Kind nicht ſehen dürfen? Soll ich, die wenigen Schritte von ihm, ſcheiden, ohne ſeine theuren Züge erblickt zu haben? Nur einen Augenblick lang!

Nie, nie! es iſt nicht möglich.

Ottilie, ich flehe dich an. Sein Bild, das Bild des reinen, unſchuldigen Weſens, wird mir ein leuchtender, ſchützender, rettender Stern auf meinem ferneren Lebenspfade ſein. Du wirſt auch das Aberglauben nennen. Es mag Aberglaube ſein, aber meine Ueberzeugung hängt daran, daß ich nicht glücklich werden kann, bevor ich mein Kind geſehen habe.

Die Frau blieb feſt.

Nein, Taddäus, das Kind darf dich nicht ſehen.

Nur ich will es ſehen.

Auch du darfſt das Kind nicht ſehen. Hier bin ich abergläubiſch. Das Kind darf den Vater nicht ſehen, der Mörder iſt; der Blick des Mörders darf ſein Kind nicht treffen, er würde es verderben, ver-

giften. Darum gerade mied ich dich, darum floh ich vor dir, um vor ſolchem Unglück mein Kind zu bewahren, mein Eins, mein Alles, was ich auf dieſer Welt noch liebe.

Alſo nur noch ein Mörder, deſſen Athem vergiftet, deſſen Blick tödtet, bin ich dir!

Ich kann nicht anders, Taddäus.

Ein Entſchluß, zu dem er bisher nicht hatte gelangen können, ſchien unterdeß in dem Innern des Mannes gereift zu ſein. Anfangs noch zögernd, ſagte er:

Ottilie, dein fürchterliches Geſtändniß drängt mich zu einer Forderung an dich.

Zu einer Forderung? Verſuche nicht, mich zu zwingen.

Ich meine etwas Anderes. Du liebſt mich nicht mehr. Du kannſt mich nicht mehr lieben, nicht mehr achten. Die Bande unſerer Ehe ſind dadurch thatſächlich bereits gelöſet. Laß ſie uns auch förmlich, geſetzlich löſen.

Die Frau ſah ihn durchdringend an.

Er ſchlug unwillkürlich die Augen nieder.

Ha! rief ſie, als wenn eine entſetzliche Ahnung ihr auf einmal zur Gewißheit werde.

Aber ſie vermochte ſich zu faſſen. Aus der heftig wogenden Bruſt konnte ſie in ruhigem, kaltem Tone die Worte hervordrängen:

Ich verstehe dich nicht. Sprich dich deutlich aus.

Mit wieder ungewisser, bald festerer Stimme fuhr er fort:

Ottilie, unser eheliches Verhältniß ist zerstört, nach deinen eigenen Worten für immer. Es ist nur noch ein äußerliches Band, das uns zusammenhält, und das dich fesselt. Laß es uns lösen. Du bist dann ganz frei. Was mir dann auch Elendes, Schmachvolles begegne, es trifft dich nicht mit. Du antwortest mir nicht? Du sinnst über meinen Vorschlag nach? Höre auf die Mittel seiner Ausführung. Sie ist leicht und einfach. Du kehrst in unsere Heimath zurück. Ich habe dich dort vor drei Jahren verlassen. Du hast mich vergeblich aufgesucht. Von Joseph hast du in einem halblichten Augenblicke erfahren, daß ich in Californien gestorben sei. Du trägst auf Grund dieser Thatsachen auf meine Todeserklärung, oder wenn das gesetzlich nicht zulässig ist, auf Trennung unserer Ehe wegen böslicher Verlassung an. Dem letzteren steht gesetzlich nichts entgegen, wie dir jeder Advokat sagen wird.

Auch die Frau hatte mehr und mehr Ruhe gewonnen.

Du hast jetzt offen mit mir gesprochen, erwiederte sie.

Jetzt, Ottilie?

Fühlst du dich getroffen durch das Wort?

Sprich weiter.

Deine offene Rede fordert eine offene Entgegnung. Aber vorher beantworte mir eine Frage, gleichfalls offen. Ist es nicht allein dieser Vorschlag, der dich zu mir geführt hat? Wie? Du antwortest jetzt nicht?

Ottilie, welch ein schmählicher Verdacht!

Antworte mir. Kannst du leugnen, daß Alles, was du mir vorher sagtest, Heuchelei, nur vorgebracht war, um diesen Vorschlag einzuleiten?

Nein; bei Gott, ich habe kein Wort geheuchelt.

Du versicherst dies so fest, so entschieden; warum beantwortest du nicht eben so bestimmt meine Frage?

Liegt die Antwort nicht in dieser Versicherung? Wenn meine heutigen Bitten an dich mein Ernst, mein heiliger Ernst waren, hatte ich dich dann nicht um ihretwillen aufgesucht?

Wir wollen den unfruchtbaren Streit aufheben. Du wolltest eine offene Antwort. Hier hast du sie: Niemals werde ich eine Trennung unserer Ehe beantragen; niemals werde ich in eine solche willigen. Das ist mein felsenfester, mein letzter Entschluß. Gib dir keine vergebliche Mühe, ihn wankend machen zu wollen.

Ich habe den Vorschlag um deinetwillen gemacht, Ottilie, um dich nicht ferner an das dunkle Schicksal eines schweren, nach menschlichen Gesetzen nun einmal verlorenen Verbrechers zu fesseln.

Ich will das nicht untersuchen.

Aber deine Gründe, Ottilie?

Wolltest du um meinetwillen die Trennung, so will ich sie um deinetwillen nicht.

Um meinetwillen?

Und um anderer armer Geschöpfe willen nicht.

Ich verstehe dich nicht.

Taddäus, du bist ein leichtsinniger Mensch, in manchen Augenblicken ist dein Herz schlecht. Vielleicht ist diese Schlechtigkeit nur die Spitze des ungeheuersten Leichtsinnes; ich will dich nicht verdammen. Mag doch Alles, was wir Schlechtigkeit nennen, nur der höchste Grad des Leichtsinnes sein. Das Bewußtsein, an mich, wenn auch nur durch eine äußere Form, noch gebunden zu sein, ist eine Fessel für dich, eine größere, als wie du unser Band für mich darzustellen suchst. Sie wird dich von manchem Leichtsinn, von mancher Schlechtigkeit zurückhalten; besonders auch davon, ein anderes, vielleicht gar noch mehrere unschuldige Geschöpfe in dein Verderben mit hineinzuziehen.

Ottilie, dein Verdacht, dein Betragen gegen mich wird immer grauſamer. Ich wollte Troſt, Aufrichtung bei dir ſuchen; ich finde Wegwerfung, völlige Vernichtung.

Du ſpielſt jetzt den Heuchler gegen mich. Du weißt, ich kenne dich.

Und nichts wäre im Stande deinen Entſchluß zu erſchüttern?

Nichts.

Mit dieſem Worte willſt du von mir ſcheiden?

Mit der herzlichen Bitte, meine Worte, alle meine Worte an dich zu beachten. O, Taddäus, wir können uns nie wieder angehören; aber die glücklichſte Stunde meines Lebens wird es ſein, wenn ich einſt, wenn ich recht bald von dir erfahre, daß du dich in Wahrheit gebeſſert, daß du den verbrecheriſchen Reichthum von dir geworfen haſt, daß du ein Leben der Tugend und der Arbeit führſt. Mit dieſem Wunſche, mit dieſer Bitte ſcheide ich von dir. Lebe wohl, Taddäus.

Ihre Thränen floſſen. Sie reichte ihm die Hand, aber mit abgewandtem Geſichte.

Ottilie —

Kein Wort mehr. Verlaß mich.

So lebe wohl, Ottilie. Schenke mir nur noch einen Blick deiner Augen.

Ich kann nicht.

Lebe wohl.

Er drückte ihre Hand, und verschwand aus der Laube.

Die Frau saß noch lange weinend. Dann sagte sie:

Es war Alles wahr, was er sprach, seine wahrhafte Ueberzeugung. Er heuchelte auch das Andere nicht. Welche Widersprüche in diesem Manne!

Sie ging mit zerrissenem Herzen in das Haus.

Auch in das stillste, friedlichste Thal der Erde verfolgt den Menschen der Sturm, der Unfriede.

Ende des dritten Bändchens.